Bibliotheca
Casimiriana

4296

Die
Geschichte der Römer
als
Lesebuch für die Jugend
bearbeitet
von
A. Zachariä.

Altona, 1809.
bey Johann Friederich Hammerich.

Cas A 3483

Bibliotheca Casimiriana

In den letzten Decennien ist für das intellectuelle Bedürfniß der Jugend durch Schriften aller Art so reichliche Sorge getragen, daß man allenfalls nur durch die veränderte Form, und auch selbst dadurch nicht einmal immer etwas Neues zu liefern hoffen darf. Indessen kommt es freilich nicht auf das Neuere, sondern auf das Bessere an; und wenn der Buchhandel auch oft genug über die Ueberladung geseufzt hat, so wird

er doch noch nie die Klage geführt haben, daß des Guten Fülle zu groß geworden sey. Diese Behauptung ist ein Jeder zu unterschreiben bereit, der mit einer neuen Schrift die Zahl der neuen Meßartikel zu vermehren gesonnen ist. Denn die schriftstellerische Eitelkeit, dieser Krebsschaden in der literärischen Welt, ist dem Glauben an die Vorzüge des eigenen Werks gar zu förderlich; und selbst der bescheidene Scribent wird sich von der Ueberzeugung nicht trennen können, wenigstens nichts ganz nutzloses geschrieben zu haben. Was wäre er auch ohne diese Ueberzeugung? und welchen Namen verdiente seine Gleichgültigkeit gegen alle Verdienstlichkeit oder Nutzlosigkeit seines Werks? Zu der Zahl dieser Letztern, die weit entfernt, allen Vorgängern den Rang streitig machen zu wollen, doch auch alle Ehrliebe und den Glauben an sich selbst noch nicht so ganz

verlohren haben, daß sie das Urtheil der Verwerflichkeit über ihre eigene Arbeit aussprechen sollten, wünscht der Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift gezählt zu werden. Die Bogenzahl derselben hätte leicht vergrößert werden können, wenn es dem Verfasser zweckmäßig geschienen hätte, mehreres aus den römischen Antiquitäten aufzunehmen. Aber die Jugend, die er bey Abfassung dieses Buchs vor Augen hatte, bestand nicht aus Schülern der ersten Classen in Schulen und Gymnasien, für die eine ausführlichere Alterthumskenntniß Bedürfniß ist, sondern aus solchen, die ihren ersten historischen Cursus begonnen haben. Gelegentlich kann ich nicht umhin, meine Verwunderung hier zu äussern, wie man noch immer in den untern Classen mancher Schulen zu dem ersten historischen Unterricht der gewöhnlichen Lehrbücher der allgemeinen

Weltgeschichte sich bedient, und mit den sich durchkreuzenden Begebenheiten aus der Geschichte aller Nationen auf einmal den Kopf und das Gedächtniß der Kinder überfüllt und verwirrt. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß es weit zweckmäßiger sey, mit Bruchstücken, der Erzählung einzelner wichtiger und anziehender Begebenheiten aus verschiedenen Zeitaltern den Anfang zu machen, dann zu der zusammenhängenden Geschichte eines Volks fortzugehen, und zuletzt erst die verschiedenen Völkergeschichten zu einem Ganzen zu vereinigen. Von Anfang an aber habe ich tabellarischen Unterricht zu Hülfe genommen, und die Kinder selbst das Erzählte gleich in die Tabelle eintragen lassen, wie ich denn Zeittafeln überhaupt als etwas unentbehrliches beym historischen Unterricht betrachte, theils weil durch sie die Jugend den ersten ordentlichen Begriff von Zeitfolge

erhält, theils weil ohne sie lange Zeit dazu gehört, selbst grobe Anachronismen zu verhindern, theils weil sie die leichteste und bequemste Uebersicht des Ganzen gewähren. Ich habe daher auch dieser römischen Geschichte eine Tabelle angehängt, um so mehr, da es den jungen Lesern die Lectüre unangenehm machen würde, wenn bey allen Vorfällen die Jahreszahl im Text mit angemerkt wäre, und gleichwohl doch bey einer so zusammengedrängten Geschichtserzählung die Zwischenräume von Kindern zu leicht übersehen werden. Zugleich kann sie als Leitfaden zu Wiederholungen, und, wenn Mehrere die Geschichte zusammen gelesen haben, zu Prüfungen gebraucht werden, wer am meisten von derselben behalten habe. Endlich wünschte ich, daß sie als Probe und Anleitung für junge Leute zur Verfertigung eigener ähnlicher Tafeln tauglich befunden

würde. — Die Hauptsache aber, wenn das Büchelchen nicht ganz zu den nutzlosen gehören soll, ist die, daß es Käufer und Leser finde; und diese zu suchen, gehe es denn auf gut Glück in die Welt hinein.

Jahrhunderte

J. d. W. 3000	vor Christi Geburt.		nach Christi Geburt.		
		Gesetze der 12 Tafeln — Camillus — Brennus in Rom —	Niederlage des Varus. Tiberius. Nero — erste Christenverfolgung Zerstörung Jerusalems.	Ostgothen in Italien. Justinian — Belisär. Longobarden	Erster Kreuzzug.
	3100	3600	100	600	1100
		Curtius — Die Decier — Krieg mit Pyrrhus.	Trajan — — Adrian — Antonin der Fromme — Marc Aurel Krieg mit den Marcomannen —	Heraclius schlägt die Perser. Saracenen.	
	3200	3700	200	700	1200
	Erbauung Roms. Raub der Sabinerinnen.	Fabricius Erster punischer Krieg Regulus. Zweiter punischer Krieg. Schlacht bey Cannä.	— Heliogabal — Claudius besiegt d. Gothen — Probus — Diocletian —	Der Papst wird Herr von Rom.	Constantinopel erobert von den Franz. u. Venet. Michael Paläologus.
	3300	3800	300	800	1300
	Horatier und Curiatier.	Dritter punischer Krieg. Empörung der Grachen. — Jugurtha — Marius und Sylla.	Constantin der Große. Julianus Theodosius theilt d. Reich.		
	3400	3900	400	900	1400
	Vertreibung des Tarquin. Porsenna - Muc. Scävola - — Coriolan.	Catilina — Pompejus und Cäsar. — pharsalische Schlacht — Octavius und Antonius. — Schlacht bey Actium — Augustus, erster Kaiser	Alarich erobert Rom. Genserich in Rom — Untergang des abendl. Kaiserth.		Die Türken erobern Constantinopel. — Muhamed II. — Constantin.
	3500	4000	500	1000	1500

In einer lieblichen Gegend Deutschlands hatte Vater Gutmann sich angekauft, um mit seiner Familie in ländlicher Ruhe und Zufriedenheit seine übrige Lebenszeit zuzubringen. Eine große geräuschvolle Stadt hatte er verlassen, um die noch unverdorbenen Seelen seiner Kinder, unbekannt mit den Thorheiten der großen Welt, zu erhalten. Im glücklichen Kreise der Seinigen entbehrte er gern die ehemals genossenen Vergnügungen, und muste er gleich auf Unterhaltung in großen Gesellschaften Verzicht leisten, so fand er doch in der Nachbarschaft seiner ländlichen Wohnung einzelne gute und ehrliche Menschen, deren Umgang ihm um so willkommener war, weil er offen und zutraulich in seinen Gesprächen mit ihnen seyn konnte, sie eben so wenig, als er, die Kunst sich zu verstellen liebten, nicht anders redeten, als sie dachten, und kein Vergnügen darin fanden, sich von den Fehlern ihrer Nachbaren zu unterhalten, oder den guten Namen Anderer zu

zerreissen. Redlich theilte mit ihm seine treue Gattin die Sorge für die Erziehung seiner Kinder; und die Folgsamkeit und liebevolle Anhänglichkeit derselben war der Lohn dieser gewissenhaften Aeltern. So hatten diese guten Menschen, ganz zufrieden mit ihrer Lage, einig unter sich, und dankbar gegen Gott, den Schöpfer ihres Glücks, einige Jahre auf dem Gütchen, das nicht überflüßig, aber doch hinreichend sie nährte, gelebt, als ein unerwartet harter Schlag Gutmanns Zufriedenheit auf immer zu zerstören drohte. Eine hitzige Krankheit entriß ihm die theilnehmende Gefährtin seines Lebens, und seinen Kindern die zärtlichste Mutter Lange beugte der Schmerz über diesen Verlust ihn nieder; aber endlich richtete die Vernunft und der Gedanke an die jetzt doppelte Verpflichtung, sich der mutterlosen Kleinen anzunehmen, ihn wieder empor. Zwei muntere Knaben, und ein etwas jüngeres Mädchen, das Ebenbild ihrer Mutter, waren ihm geblieben. Fester schloß sich von Tage zu Tage sein Herz an sie, deren einzige Stütze er jetzt war, und mit dankbarer Liebe hingen hinwiederum die Kinder an dem Vater. Er benutzte nun seine Muße zu ihrer Bildung und Unterweisung, und da er keinesweges zu der Zahl der unwissenden Menschen gehörte, die ihr Leben im Müßiggange zugebracht haben, so wünschte er die brauchbarsten seiner in frühern Jahren erworbenen

Kenntnisse auf sie überzutragen. So pflegte er unter andern in der Stunde des Frühstücks ihnen oft eine kleine Geschichte zum Besten zu geben, und aus dieser bald eine warnende Lehre, bald eine Ermunterung zur Nachahmung für ähnliche Fälle, bald eine kluge Lebensregel herzuleiten. —

An einem schönen Sommermorgen hatte sich einmal die kleine Familie zur Einnehmung des Frühstücks im Garten versammelt, und kaum hatte der Vater sich niedergesetzt, als schon die einstimmige Bitte der Kinder an ihn erging, ihnen heute eine recht lange Geschichte zu erzählen, da der freundliche Morgen den Aufenthalt im Garten so angenehm mache. Das war schon längst meine Absicht, erwiederte der Vater, und zwar eine so lange Geschichte, daß wir sie nicht in einer Stunde, ja in einem ganzen Tage nicht würden beendigen können. Erzählungen aus dem Leben einzelner Menschen, und abgesonderte Begebenheiten aus der Weltgeschichte habt ihr schon oft genug von mir gehört. Jetzt wünschte ich einmal mit der zusammenhängenden Geschichte eines ganzen Volks euch bekannt zu machen, und zwar eines Volks, das, wiewohl es anfangs nur seine Herrschaft auf einen Erdstrich von wenigen Meilen erstreckte, späterhin zum gebietenden Herrn der Welt sich aufwarf.

Also, wenns gefällig ist, machen wir gleich damit den Anfang. Alle waren sehr darüber erfreut, und rückten näher zu dem Vater hin.

Von welchem Volke die Rede sey, wird mein Leopold mir sagen können, wenn er anders den vornehmsten geistlichen Herrn in Europa kennt, und die Stadt zu nennen weiß, wo derselbe wohnt.

Leopold.

Du meinst gewiß den Papst, Vater, der in Rom wohnt.

Gustav.

Dann will Vater uns wohl von den alten Römern erzählen, die lateinisch sprachen?

Vater.

Richtig; und in den lateinischen Büchern, die wir noch von ihnen besitzen, und mit welchen ihr auch bald bekannter werden sollt, finden wir die Geschichte dieses Volks erzählt, das in Italien wohnte, im jetzigen Kirchenstaate seinen Ursprung nahm, und von hieraus Königen und Völkern in Europa, Asien und Afrika Gesetze vorschrieb.

In dieser Gegend nun befand sich schon früher ein kleines Königreich, welches von einem seiner Könige, Latinus, den Namen des lateinischen erhalten hatte. Hier landete Aeneas, ein Fürst aus Troja, nach der Zerstörung dieser Stadt mit den ihn begleitenden Trojanern, wurde freundschaftlich aufgenommen, und gelangte nachher zum Besitz des Reichs. Sein Sohn Ascanius bauete eine neue Stadt, Alba, von der das Reich das Albanische genannt wurde. Einige hundert Jahre später kam die Regierung von Alba an einen gewissen Numitor, der aber von seinem Bruder Amulius vom Thron gestoßen wurde. Dieser trieb, um sich den Besitz des Reichs auch für die Zukunft zu sichern, seine Bosheit so weit, daß er sogar die Enkel des Numitor, Romulus und Remus, ein paar Zwillingsbrüder, ins Wasser zu werfen befahl. Der Mord dieser noch ganz zarten Kinder sollte ihm aber nicht gelingen. Sie wurden vom Strome fortgeführt, trieben glücklich und wohlbehalten wieder ans Ufer, wo sie Faustulus, der Oberhirte des Königs, fand, sie zu seiner Frau brachte, und in seinem Hause erziehen ließ. Die Geschichte jener Zeit ist mit vielen Fabeln vermischt. Zu solchen Fabeln gehört denn auch die Erzählung, daß eine Wölfin diese beiden Kinder gefunden, mit ihrer Milch sie ernährt, und mit gleichsam mütterlicher Liebe das Leben, wel-

ches ein grausamer Mensch ihnen rauben wollte, erhalten habe.

Gustav.

O daß das eine Fabel sey, kann man ja gleich hören.

Vater.

Vielleicht hat der, welcher sie erfunden hat, auch nur damit zu verstehen geben wollen, daß Menschen zuweilen unbarmherziger sind, als wilde Thiere, und so unnatürliche Handlungen begehen, wie kaum ein vernunftloses Geschöpf sie sich erlauben würde.

Die beiden Knaben wuchsen im Hirtenleben auf, und zeigten in den mit andern Hirten häufig vorfallenden, selbst blutigen Balgereien Muth und Herzhaftigkeit. Bey Gelegenheit einer solchen Streitigkeit wurde ihre wahre Abkunft so wol dem Amulius, als auch ihnen selbst bekannt, und sie faßten nun den kühnen Entschluß, ihren Großvater Numitor wieder zu seinem rechtmäßigen Königreiche zu verhelfen. Sie verbanden sich deshalb mit einer Anzahl eben so verwegener junger Leute. Das Glück war ihnen günstig; Amulius wurde in dem Aufruhr erschlagen, und Numitor wieder eingesetzt.

Dieser hatte nun allerdings Ursache, seinen Enkeln dankbar zu seyn: zugleich mochte er aber nicht ganz ohne Besorgniß für sich selbst und die Sicherheit seines wieder erhaltenen Throns seyn. Um daher die unternehmenden jungen Leute zu beschäftigen, rieth er ihnen eine neue Stadt zu erbauen. Der Vorschlag gefiel ihnen, und sie legten sogleich mit denen, die sich zu ihnen gesellt hatten, Hand ans Werk. Während der Arbeit erhob sich unter den Brüdern ein Zwist, dessen Veranlassung ungewiß ist. Nur der traurige Ausgang desselben ist bekannt. Remus fiel, getödtet von der Hand seines zornigen Bruders.

Lotte.

Pfui, der garstige Mensch, den ich nun gar nicht mehr leiden mag! seinen Bruder umzubringen!

Gustav.

Das war freilich schlecht: aber wer weiß auch, ob Remus nicht den Streit angefangen, und es so arg gemacht hat, daß —

Vater.

sein Bruder ihn doch wohl nicht todtschlagen mußte? Es wird erzählt, Remus habe mit spöttischem Lächeln die von Romulus angelegten Mau-

ern betrachtet, und sey zum Zeichen seiner Verachtung über sie weggesprungen. War dies auch unartig von Remus, so wirst du doch damit, lieber Gustav, die böse That des Bruders nicht entschuldigen wollen. Seht auch hier ein schreckliches Beispiel, meine guten Kinder, daß der Mensch im Zorne selten thut, was recht ist, daß man daher frühe lernen muß, sich selbst zu beherrschen, und die Unarten und Neckereien Anderer zu ertragen. Nicht wer Unrecht leidet, sondern wer Unrecht thut, beschimpft sich. —

Romulus war nun alleiniger Herr der Stadt geworden, die nach ihm den Namen Rom erhielt. Nach und nach hatten sich über drei tausend Menschen bei ihm eingefunden, die ihn als ihren Oberherrn anerkannten, welchen Vorzug er denn auch wegen seiner größern Fähigkeiten und Einsichten verdiente. Als König sorgte er gleich anfangs für eine feste Regierung, und ernannte einen Rath von hundert Personen, die nachher immer den Namen Senatoren führten. — Die Anzahl seiner Unterthanen mochte nun allenfalls für den ersten Anfang groß genug seyn; aber es fehlte an Weibern.

Nun hört einmal, welche List er anwandte, um auch diese herbeizubringen. Er veranstaltete

an einem bestimmten Tage große öffentliche Lustbarkeiten und Schauspiele. Der Ruf davon, den er selbst zu verbreiten Sorge getragen hatte, zog große Schaaren aus den benachbarten Völkerschaften nach Rom. Freundschaftlich und gastfrei wurden sie hier aufgenommen. Als aber die Spiele ihren Anfang genommen hatten, drang eine Anzahl bewaffneter Römer nach Verabredung in die friedliche Versammlung ein, und schleppte die jungen Mädchen mit sich fort. Die Geschichte nennt diese Gewaltthätigkeit den Raub der Sabinerinnen. Erbittert verließen natürlich die so hinterlistig Getäuschten die Stadt. Mehrere Kriege waren die Folge davon, die aber glücklich für die Römer ausfielen. Endlich kam es auch zum Streit mit den Sabinern, dem Mächtigsten unter diesen Völkern. Diese drangen selbst in Rom ein, und vielleicht würde der Ausgang sehr nachtheilig für die Römer geworden seyn, wenn sich nicht jene geraubten Weiber, denen es schon recht gut jetzt in Rom gefiel, und die ganz glücklich mit ihren Männern lebten, ins Mittel gelegt, sich zwischen die Streitenden geworfen, und zwischen ihren Vätern und Verwandten von einer und ihren Männern von der andern Seite ein glückliches Freundschaftsbündniß gestiftet hätten. Beide Völker vereinigten sich zu einem Einzigen, und mehrere Sabiner ließen sich in Rom nieder. Ueberhaupt hatte sich

die Zahl der Einwohner ansehnlich vermehrt, weil immer ein Theil der Besiegten nach der Stadt versetzt wurde. Indessen müßt ihr euch, obgleich Romulus sich manche seiner Nachbaren unterwarf, noch kein großes Reich unter dem römischen denken. Es hatte bis jetzt nur einige Meilen im Umkreise, und sein Glück war es, daß die benachbarten Könige auch nur über kleine Gebiete herrschten. Aber um so mehr muß es euer Erstaunen erregen, wenn ihr bei diesem kleinen Anfange Roms Beherrscher späterhin als Eroberer in allen Weltgegenden kennen lernt.

Romulus war ganz und gar nicht gleichgültig gegen äussere Pracht und Auszeichnungen seiner königlichen Würde. So hatte er unter andern sich eine Leibwache errichtet, die ihn immer begleiten muste, aus zwölf Personen bestehend, die jeder ein Beil trugen, das in einem Bündel Ruthen steckte. Diese führten den Namen Lictoren.

Gustav.

Was sollten denn die Ruthen und das Beil?

Vater.

Sie waren ein Zeichen der Oberherrschaft, des königlichen Rechts, zu strafen, und selbst des Rechts über Leben und Tod.

Auch die Triumphe führte Romulus schon ein. Was man darunter versteht, wirst du, Leopold, mir sagen können.

Leopold.

Wenn die Sieger vom Schlachtfelde zurückkehrten, und zumal wenn sie einen wichtigen Sieg erfochten hatten, so hielten sie mit Pracht ihren Einzug in die Stadt.

Vater.

Diese Pracht der Triumphe nahm in der Folge immer mehr zu. Vor dem Sieger, der auf dem Triumphwagen saß, wurde die im Kriege gemachte Beute, alsdann die Gefangenen, und unter diesen zuweilen sogar die überwundenen Könige hergeführt.

Gustav.

Das war doch nicht edel, Vater, den besiegten, also ohnedies schon unglücklichen Feind, noch so zu demüthigen.

Vater.

Ich bin ganz der Meinung, die von deinem richtigen Gefühle zeugt. Aber du lernst daraus, wie das Glück die Menschen eben nicht besser macht, sondern oft das Herz verdirbt, und Härte, Stolz und Ungerechtigkeit gegen Andere erzeugt.

Wenn es euch künftig wohlgeht, meine guten Kinder, so erhalte Gott eurem Herzen das Gefühl der Dankbarkeit, und lasse euch nie vergessen, daß der Unglückliche, auch wenn er euer Feind wäre, immer Ansprüche an eure Güte hat.

Der Stolz des Romulus, dem übrigens manche Verdienste um sein neugegründetes Reich gar nicht abzusprechen sind, verrieth sich auch dadurch, daß er sich wenig mehr um den Rath seiner Senatoren bekümmerte. Aber diese Vernachlässigung hatte für ihn selbst die verderblichsten Folgen. Die Senatoren, über die Zurücksetzung erbittert, benutzten die erste beste Gelegenheit, ihn ums Leben zu bringen. Da sie aber seinen Tod so zu verheimlichen wußten, daß auch keine Spur seines Körpers entdeckt werden konnte, so erfanden sie, um das Volk von dem Gedanken an eine heimliche Ermordung abzuleiten, die Erdichtung, ihr König sey in den Himmel versetzt, und zur Würde eines Gottes erhoben.

Lotte.

War denn das Volk so einfältig, Vater, das alles zu glauben?

Vater.

In der damaligen Zeit, und bey den elenden Vorstellungen der Heiden von ihren Göttern

konnte eine solche Erdichtung leichter Glauben finden. Es war nichts ungewöhnliches, Menschen, die sich großes Ansehen und Verdienst erworben hatten, nach ihrem Tode zu Halbgöttern zu machen, und ihnen göttliche Ehre zu erweisen. Und ist denn nicht noch jetzt der große Haufe in manchen Gegenden, die christlicher Erleuchtung sich rühmen, so einfältig, daß er sich von Betrügern eben so unglaubliche Dinge weiß machen läßt?

So wie Romulus kriegerischer Geist sein Reich mächtig und von den Nachbaren gefürchtet zu machen gesucht hatte, so sorgte sein Nachfolger Numa für die Erhaltung des Friedens und die innere Verbesserung des Reichs. Ruhiger konnte unter ihm der Römer seinen Acker bebauen, den er bisher so oft hatte verlassen müssen, um gegen den Feind zu ziehen. Dieser König schaffte auch seine Leibwache ab, weil er meinte, es verrathe Furcht und Mißtrauen, sich in seiner eigenen Stadt und seinem eigenen Hause bewachen zu lassen; ein Monarch, der seine Pflicht thue, dürfe sich nicht fürchten; die beste Leibwache sey die Liebe seiner Unterthanen. Wie wahr dies sey, das werdet ihr, lieben Kinder, im Verlauf dieser Geschichte noch erfahren, wenn ihr hört, wie Regenten von ihrer eigenen Leibwache umgebracht wurden. — Numa trug auch Sorge für vollständigere Einrichtung des Gottesdienstes und

erbauete dem Gott Janus einen Tempel. Dieser wurde abgebildet als ein Mann mit zwei Gesichtern, anzuzeigen, daß er in die Vergangenheit und Zukunft blicke. Wenn die Römer Krieg hatten, so stand der Janustempel offen, in Friedenszeiten war er geschlossen. Zu Anfange des Jahrs wurde ihm ein Fest gefeiert, und der Monat Januar soll von ihm den Namen haben. Das Jahr, welches Romulus in zehn Monate eingetheilt hatte, theilte Numa richtiger in zwölf Monate ein. Nach zwei und vierzigjähriger Regierung starb er, allgemein betrauert von seinen Unterthanen und den benachbarten Nationen. Und nicht wahr, Kinder, solche Klage des Volks am Grabe eines guten Königs, das seinen Vater verlohren zu haben glaubt, ist mehr werth, als der bloße Ruhm erfochtener Siege und eroberter Provinzen?

Nicht so friedlich war die Regierung des folgenden Königs, Tullus Hostilius. Seine Kriege mit mehreren, zum Theil den mächtigsten angränzenden Völkern waren überaus glücklich für die Römer. Einer derselben, der auf eine eben nicht gewöhnliche Weise entschieden wurde, wird euch wahrscheinlich am meisten Unterhaltung gewähren. Wegen verübter Räubereien waren zwischen den Römern und Albanern Streitigkeiten entstanden. Schon standen die Kriegsheere

beider Völker gerüstet gegen einander über, und man erwartete nur den gegenseitigen Befehl zum Angriff, als unerwartet ein guter Geist die Anführer auf friedlichere oder doch weniger blutige Gedanken brachte. Man beschloß nämlich, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, von beiden Seiten drei auszuwählen, die statt des ganzen Heeres mit einander kämpfen sollten, und das Volk, dessen Parthei siegen würde, solle künftig über das andere herrschen. Die Ehre des Gefechts fiel auf beiden Seiten dreien Brüdern zu, den Horatiern und Curiatiern: jene waren Römer, diese Albaner. In gespannter Erwartung des Ausgangs standen beiderseitige Armeen als Zuschauer, und aller Augen waren in diesem für zwei Völker wichtigen Augenblicke nur auf die kämpfenden Brüder gerichtet. Mit gleichem Muth und Eifer beseelt gingen die Streiter einander entgegen. Aber es dauerte nicht lange, so schien schon die Hoffnung des Sieges für die Römer verlohren. Schon lagen zwei Horatier todt zu Boden gestreckt, und der Kampf des Einen gegen Drei versprach wenig. Da nahm der Uebriggebliebene schnell seine Zuflucht zur List. Er stellte sich, als wolle er fliehen; die Curiatier machten sich auf, ihn zu verfolgen, konnten aber, da sie von ihren Wunden mehr oder weniger ermattet waren, dies nicht mit gleicher Geschwindigkeit ausführen. Das war es, was der Horatier

wollte. Plötzlich wandte er sich auf der Flucht um, schlug den, der ihm am nächsten war, zu Boden, eilte dann auf den zweiten zu, und siegte so, da er noch unverwundet war, leicht über alle Drei von einander getrennten Brüder. Der Streit war also nun doch zum Vortheil der Römer entschieden, und die Albaner mußten sich der römischen Oberherrschaft nach der Verabredung unterwerfen. Siegreich und voll stolzen Gefühls, seinem Volke die Freiheit erhalten zu haben, kehrte Horatius in Begleitung seiner dankbaren Mitbürger nach Rom zurück. Auf diesem Rückwege aber brachte er sich selbst durch eine schändliche Handlung um den Ruhm dieses Tages. Seine Schwester, verlobte Braut des Einen der Curiatier, hatte den Ausgang des Kampfs zwischen ihren Brüdern und dem Verlobten in der Stadt nicht erwarten können. In der Angst ihres Herzens eilte sie vors Thor, dem kommenden Heere entgegen. Siehe da sahe sie ihren Bruder mit dem blutigen Kleide ihres Geliebten auf sie zukommen. Wer könnte so ungerecht seyn, den Schmerz der Unglücklichen und ihre Thränen um den Verlohrnen zu tadeln? Und doch war ein Bruder dieser Ungerechte. Nur zu stolz gemacht durch seinen Sieg und den frohlockenden Beifall seiner Mitbürger, konnte er es nicht ertragen, daß das Auge einer Römerin über seinen Sieg weine. Jedes bessere Gefühl verläugnend, stieß er das

vom Blut des Bräutigams gefärbte Schwerdt auch in das Herz der Braut und Schwester. Die Römer fühlten auch die Grausamkeit dieser Handlung, und nur der Dienst, den er so eben ihnen geleistet hatte, bewog sie, ihn nicht nach der Strenge des Gesetzes mit dem Tode zu bestrafen, sondern ihm nur eine geringere Strafe zur Demüthigung aufzulegen. — So menschlich der Entschluß gewesen war, durch den Kampf Einzelner dem Unglück und der Verstümmelung Vieler vorzubeugen, so wenig sicherte er jedoch den Frieden für die Zukunft. Die Albaner waren im Herzen nichts weniger als zufrieden mit dem Ausgange des Kampfs; und wenn sie wegen der Oberherrschaft der Römer diesen gegen andere Völker Hülfe leisten mußten, so geschahe es mit solchem Widerwillen oder solcher Nachlässigkeit, daß es dem König Tullus nicht verborgen bleiben konnte, er habe auf nichts, als scheinbare Freundschaft von ihnen zu rechnen, welche die erste Gelegenheit benutzen werde, in offenbare Feindschaft überzugehen. Die Wahrheit dieser Bemerkung zeigte sich auch bald. Bei einem Kriege der Römer mit den Vejentern und Fidenatern hielten sie sich ganz ruhig auf dem Schlachtfelde, und unterstützten die Römer nicht eher, als wie die Schlacht schon zum Vortheil der Römer sich entschied, da es im entgegengesetzten Falle ihre Absicht gewesen war, mit über die Römer herzufallen. Diese Verrä-

therei wurde von Tullus sehr hart bestraft. Er ließ die Stadt Alba verbrennen, die Theilnehmer an der Verschwörung hinrichten, und alle übrigen Einwohner von Alba nach Rom führen. — Die andern Kriege, welche Tullus Hostilius, so wie die, welche der folgende König Ancus Marcius führte, enthalten nichts bemerkenswerthes. Die Zahl der Bewohner Roms vermehrte sich unter beiden Regierungen sehr, und die Mauern der Stadt mußten mehrmals erweitert werden. Auf einem Berge, oder vielmehr einer Anhöhe war der erste Grund gelegt. Bei dem nachherigen Anwachs der Einwohner mußten die nächsten Anhöhen mit hinzu gezogen werden, so daß zuletzt Rom auf sieben solcher Anhöhen stand. Auf dem Palatinischen Berge hatte Romulus den Bau angefangen.

Unter dem fünften Könige Tarquinius Priscus wurden die Kriege auf gleiche Weise und mit gleichem Glücke, unter andern mit den muthigen Sabinern fortgesetzt. Daß die Beute in diesen Kriegen bedeutend gewesen seyn muß, kann man aus den großen kostbaren Bauunternehmungen seiner Zeit schließen. So verdankte Rom seiner Regierung die Anlegung der bewunderungswerthen unterirdischen Kanäle, wodurch aller Unrath aus der Stadt in die Tiber geleitet wurde. Tarquinius war es ebenfalls, der den Circus

oder die Rennbahn für die großen römischen Spiele anlegte. Von diesen Spielen werdet ihr wohl noch etwas zu hören wünschen. Doch für heute müssen wir die Römer verlassen, und zu den andern Geschäften des Tages fortgehen.

Als am andern Morgen die Familie zur gewöhnlichen Stunde sich versammelt hatte, so ließen die Kinder dem Vater kaum Zeit, seine Pfeife zu stopfen. Sie waren begierig nach der Erzählung von den römischen Spielen. Lottchen meinte, sie wären doch zuweilen verlegen in ihren müßigen Stunden, was sie spielen sollten; sie könnten hier wohl noch ein neues Spiel lernen. Darüber wurde sie nun von Leopold ausgelacht. Wie du doch sprechen kannst, sagte er, die alten Römer sollten sich an Kinderspielen ergötzt haben! Der Vater nahm sich Lottchens an, und erinnerte Leopold, daß Kinder wohl die Spiele erwachsener Leute nachahmen könnten; aber, setzte er hinzu, für kleine Mädchen möchten doch die römischen Spiele nicht so recht passend seyn. Ihr könnt das selbst beurtheilen, wenn ihr erst mehr davon wißt. Also laßt mich euch nur erzählen:

Der Circus, den Tarquinius einrichtete, war keine ganz neue Erfindung, eben so wenig

als die Spiele, die darin angestellt werden sollten. Die Griechen hatten dergleichen schon in mehreren Städten. Die Olympischen Spiele sind sehr berühmt geworden, weil die Griechen darnach die Zeit berechneten. Sie wurden alle vier Jahre gehalten, und wenn wir sagen, die Begebenheit trug sich zu in dem und dem Jahre, so sagten die Griechen, es geschah in der und der Olympiade. Der Circus war ein Platz von ungefähr tausend Schritten in die Länge. Er war rund herum eingeschlossen und mit einem Gerüste versehen, auf welchem viele tausend Zuschauer sitzen konnten. Längst der ganzen Bahn lief in der Mitte eine Mauer. Um diese Mauer nun herum wurden Wettrennen gehalten. Man fuhr in Wagen mit zwei oder vier Pferden bespannt, mußte siebenmal die Tour um die Mauer herum machen, und wer dann zuerst das Ziel erreichte, erhielt den Preis.

Leopold.

Worin bestand denn der Preis?

Vater.

In einem Kranze von Blumen oder von Lorbeer.

Gustav.

Nun das verlohnte sich auch der Mühe, dafür es sich so sauer werden zu lassen. Wenn noch hundert Thaler dabei zu verdienen gewesen wären —

Vater.

Also meinst du wirklich, es sey besser für hundert Thaler sein Leben oder seine gesunden Glieder zu wagen, als für die bloße Ehre? Wahre Ehre konnte freilich den Siegern ihr Sieg nicht bringen: denn das Ganze hatte ja keinen andern Zweck, als eine augenblickliche Belustigung des Volks. Aber wäre es denn vernünftiger gewesen, um eines Stück Geldes willen sich vielleicht zum Krüppel machen zu lassen, als aus Verlangen nach Bewunderung und Beifall?

Gustav.

War das Spiel denn so gefährlich?

Vater.

Das kannst du wohl denken. Und dem großen Haufen machte es gerade den meisten Spaß, wenn ein Fuhrmann vom Wagen stürzte, oder gar von den Pferden mit fortgeschlept wurde, wenn Wagen in einander fuhren, zerbrachen und umwarfen. — Noch fast gefährlicher waren die Spiele der Klopffechter, deren trauriger Ruhm

darin bestand, sich einander zu Boden zu schlagen. — Etwas menschlicher war doch das Ringen, welches auch im Circus gehalten wurde. Die Kämpfer waren fast ganz entkleidet, hatten sich den ganzen Körper mit Oel bestrichen, damit es noch größere Kunst sey, einander fest zu halten, und versuchten nun, wer durch Kraft und Gewandheit den Andern auf die Erde werfen könne. Endlich warf man auch nach einer Scheibe, oder mit eisernen und steinernen Scheiben nach einem bestimmten Ziele. Gelegentlich will ich hier auch der grausamen Lustbarkeit erwähnen, da man Thiere, vorzüglich wilde Thiere auf den Kampfplatz führte, um entweder unter sich, oder mit Menschen sich in einen Kampf auf Leben und Tod einzulassen. Theils freiwillig fanden sich Tollkühne, die zur Belustigung ihrer Mitbürger einen so gefährlichen Kampf unternahmen, theils bestimmte man dazu Gefangene oder Verbrecher. Ich glaube euch schon einmal von einer Nation in Europa erzählt zu haben, die noch in unsern Zeiten an ähnlichen Belustigungen Gefallen findet.

Leopold.

O ja, von den Spaniern, welche die Stiergefechte so lieben, daß noch immer eine Anzahl Menschen sich finden, welche ein Gefecht mit diesen wüthend gemachten Thieren wagen.

Vater.

Genug für diesmal von den römischen Spielen. Lotte wird schwerlich eins darunter gefunden haben, das sie auch zu versuchen Lust hätte.

Lotte.

Nein, Vater, solche Spiele mögen die Herren Römer für sich behalten.

Vater.

Der König Tarquinius wurde auf Anstiften der beiden Söhne seines Vorgängers, Ancus Marcius, ermordet. Servius Tullius, der Sohn einer im Kriege gefangenen Ausländerin, die als Sclavin in die Dienste der Königin gekommen war, hatte sich bei Tarquin sehr in Gunst zu setzen gewußt, und erhielt endlich seine Tochter sogar zur Ehe. Durch die Klugheit der Königin Tanaquil gelangte dieser nun zum Throne, dessen er sich auch nicht unwürdig machte, obgleich die Senatoren, die wohl an seiner niedrigen Herkunft großen Anstoß nahmen, ihn nicht zu dieser Würde erheben wollten. Die Eintheilung des römischen Volks in sechs Classen, nach Verhältniß ihres Vermögens, war sein Werk. Bisher hatten die Römer alle gleich viel an Abgaben bezahlen müssen. Dies fand Servius, wie es denn auch war, äusserst unbillig, und vertheilte die Abgaben nun nach den Classen oder nach dem Einkommen der Bür-

ger. Auch erinnerte er sich seines ehemaligen Zustandes, und suchte das Schicksal der Sclaven im römischen Reiche zu verbessern. Er fühlte das Harte des Schicksals solcher Unglücklichen, die im Kriege in die Gefangenschaft gerathen waren, und ohne Hoffnung einer Veränderung im Sclavenzustande ihr ganzes Leben hindurch bleiben mußten. Er veranstaltete also ein neues Gesetz, wornach es den Herren erlaubt war, ihren Sclaven, wenn sie sich gut betrugen, die Freiheit zu geben. Diese Freigelassenen sollten römische Bürger werden, und an den Rechten derselben Theil nehmen können. Servius machte es also nicht, wie manche Andere, die, im niedern Stande gebohren, unerwartet zu großen Ehren gelangen, und dann ihres vorigen Standes und der Classe von Menschen, wozu sie einst selbst gehörten, sich schämen.

Das Ende dieses guten Königs, der wie Numa den Frieden dem Kriege vorgezogen hatte, war sehr unglücklich. Er hatte seine beiden Töchter an ihre zwei Vettern verheirathet, und zwar unglücklicher Weise so, daß die böse Tochter den guten Mann, die gute Tochter den schlechten zur Ehe erhalten hatte. Die beiden Bösen wurden unter sich eins, die beiden Andern aus dem Wege zu räumen, und nach gelungener Schandthat heiratheten sie sich. Tullia — so hieß die Schändliche — reizte ihren Gemahl

Tarquinius nun, den eigenen Vater vom Thron zu stoßen. Dies geschahe; und die Umstände dabei sind so empörend, daß man gern die Erzählung für eine Fabel halten möchte, wenn die Geschichte nicht ihre Wahrheit nur zu sehr verbürgte.

Servius, der alte achtzigjährige Greis, wurde auf der Straße am hellen Tage ermordet, nachdem er vorher von seinem Schwiegersohne aus der Rathsversammlung gewaltsam hinausgeworfen war. Der Zufall wollte es, daß seine, bei dieser Gelegenheit nur allzu thätige, Tochter durch die Straße fuhr, wo der ermordete alte Vater lag. Der Kutscher, erschüttert von dem jammervollen Anblick des blutenden Greises, hielt die Pferde zurück. Aber wüthend rief die ausgeartete Tochter: fürchtest du dich über einen todten Körper zu fahren? Doch ich mag euch, lieben Kinder, nicht ausführlicher von dieser verworfenen Tochter unterhalten. Ihr könnt hier aber zugleich die traurige Bemerkung machen, wie viel ein entschlossener Bösewicht vermag. Servius war bei dem Volke allgemein beliebt, und gleichwohl wagte es Keiner, den unglücklichen König in Schutz zu nehmen.

Tarquinius, der den Beinamen des Stolzen erhielt, hatte denn nun seinen Wunsch erreicht; aber so schlecht die dazu gebrauchten Mittel gewesen waren, so schlecht war seine ganze

folgende Regierung. Das Leben eines Menschen galt ihm wenig, und die würdigsten Männer ließ er ermorden, um ihr Vermögen an sich zu reissen. Ein gewisser Brutus, dessen Vater und Bruder Tarquin auch hatte umbringen lassen, entgieng diesem Schicksal nur dadurch, daß er sich blödsinnig stellte. Wie wenig er dies aber gewesen sey, werdet ihr bald erfahren. Mehrere angesehene Römer flüchteten aus der Stadt, um ihr Leben zu retten. Seinen Kriegen mit andern Völkern wußte Tarquin durch List und Grausamkeiten einen glücklichen Ausgang zu verschaffen. So war es natürlich, daß er in und ausserhalb Rom sich verhaßt machte, und es bedurfte nur einer günstigen Gelegenheit, um die allgemeine Unzufriedenheit öffentlich ausbrechen zu sehen. — Den prächtigen, von dem ältern Tarquin schon angefangenen, Tempel auf dem Tarpejischen Berge, der nachher unter dem Namen des Capitols so berühmt geworden ist, vollendete er. Dieser Tempel war dem Jupiter, der Juno, und der Minerva geweiht, und bestand daher auch aus drei Abtheilungen.

Gustav.

Waren das alles denn Götter?

Vater.

Die Römer verehrten eine große Menge Göt-

ter. Jupiter wurde von ihnen für das Haupt der Götter gehalten; Juno war seine Gemahlin, und Minerva, seine Tochter, die Göttin der Weisheit, der Künste und Wissenschaften. Man machte sich damals zum Theil sehr niedrige und unwürdige Vorstellungen von den Göttern, und dachte, daß es unter den Göttern im Himmel ungefähr hergehe, wie unter den Menschen auf der Erde. Gleichwohl aber fürchtete man sich vor ihrer Macht, und suchte durch Opfer und Geschenke sich ihre Freundschaft zu erhalten. So erhielten nach und nach alle bedeutenden Götter ihre Tempel in Rom. Gelegentlich mögt ihr euch hier noch die Namen einiger dieser Gottheiten merken, den Neptun, den Gott des Meers, Pluto, den Gott der Unterwelt, wo die Seelen der Verstorbenen sich aufhielten, Mars, den Gott des Krieges, Vulcan, Gott des Feuers, Apollo, Gott der Dichtkunst, der Musik und der Beredsamkeit, Venus, die Göttin der Liebe, und Diana, die Göttin der Jagd.

Jetzt muß ich euch denn noch die Begebenheit erzählen, welche zur Bestrafung des ungerechten Tarquinius Veranlassung geben mußte. Der König belagerte mit seiner Armee eine Stadt, Namens Ardea. Bey einem Schmause, welchen der Sohn des Königs, Sextus Tarquinius, den Vornehmsten im Lager gab, kam die Rede

auf ihre zurückgelassenen Weiber, wobey ein Jeder das Verdienst der Seinigen erhob, und ihr den Preis vor den Andern ertheilen wollte. Man beschloß einmüthig daher, die Weiber zu überraschen, um zu sehen, welche sie am zweckmäßigsten beschäftigt fänden. Auf dieser Wanderung kamen sie auch zur Lucretia, der Gattin des Collatinus, und fanden sie als stille und fleißige Hausfrau unter ihren Mädchen sitzen, und Wolle spinnen.

Lotte.

O Vater, eine vornehme Dame sollte bey ihren Mädchen sitzen und spinnen; das würde sich auch wohl schicken.

Vater.

Du darfst nicht glauben, daß man ehemals grade alles für unschicklich gehalten habe, was man jetzt dafür hält. Wenn es uns auch nach unsern jetzigen vornehmern Sitten auffällt, so finde ich doch nichts unanständiges darin, daß eine Hausfrau ihrem Gesinde ein Beispiel von Fleiß und nützlicher Thätigkeit giebt. Noch weniger begreife ich, wie man Spinnen für eine weniger schickliche Beschäftigung halten könne, als andere weibliche Arbeiten, z. B. Stricken oder Sticken.

Lotte.

Es sieht aber doch gewiß sonderbar aus, eine geputzte Dame, die am Spinnrad sitzt.

Vater.

Freilich wenn du dir eine vornehme Frau nicht anders als in ihrem neumodischen Putz denken kannst. Aber die Römerinnen, so wie die Gemahlinnen unserer Vorfahren, der alten deutschen Ritter, hielten es für passender, in ihren Häusern sich reinlich, aber einfach zu kleiden. Ueberhaupt warum sollten sich vornehme Leute nicht eben so gut nützlich als angenehm beschäftigen? Spinnen nenne ich nützliche, Sticken angenehme Beschäftigung. Meine Lotte wird auch sicher Lucretia am Spinnrade für eine vernünftigere Frau halten, als eine Dame die über ihren Putz und ihren Vergnügungen vergißt, an ihr Hauswesen zu denken. So urtheilten auch jene römischen Ehemänner. Dem jungen Prinzen gefiel die Lucretia so sehr, daß er nach wenigen Tagen ihr allein wieder einen Besuch machte. Aber er kam nicht, um sie bey ihrer Arbeit zu bewundern, sondern mit der lasterhaften und strafbaren Absicht, sie ihrem Manne untreu zu machen. Mit Güte, mit List und endlich mit Gewalt suchte er seine Absicht zu erreichen. Lucretia ließ am nächsten Morgen ihren Mann und Vater bitten, eiligst zu ihr zu kommen, weil sie ihnen etwas sehr wichtiges zu sagen habe. Sie

kamen in Begleitung mehrerer der angesehensten Römer, worunter sich auch jener Brutus befand, der sich blödsinnig gestellt hatte. Lucretia erzählte ihnen die Gewaltthätigkeit des Prinzen Sextus, versicherte, daß sie die erfahrne schändliche Behandlung nicht überleben könne, und stieß sich in Aller Gegenwart einen Dolch in die Brust. Alle Anwesenden fühlten sich von Schrecken und von Abscheu gegen den Prinzen ergriffen. Jetzt legte Brutus die lange Verstellung ab, schwur den Tod der Lucretia zu rächen, und die Andern verbanden sich mit ihm. Er ließ nun den blutigen Leichnam der Lucretia auf den Marktplatz tragen, berief das Volk zusammen, erzählte mit Wärme die Veranlassung ihres Todes, und schlug vor, den König Tarquin, der durch so viele Schändlichkeiten sich der Regierung schon längst unwürdig gemacht habe, mit seiner ganzen Familie auf immer aus Rom zu verbannen. Das ganze Volk gab seine Zustimmung. Tarquin eilte, sobald er von dieser Gährung Nachricht erhalten hatte, nach der Stadt, fand aber die Thore schon geschlossen, und mußte zu seiner Armee zurückkehren. Diese gedachte er nun gegen Rom zu führen, um mit Gewalt seine Unterthanen wieder zum Gehorsam zu bringen. Aber wie erstaunte er, als diese, welche in der Zwischenzeit den in Rom gefaßten Beschluß angenommen hatte, ihm den Gehorsam auch aufkündigte. Die Soldaten kehrten

darauf nach Rom zurück; aber der übermüthige Tarquin mußte nun, so tief als möglich gedemüthigt, als Verbannter bey einem fremden Volke Aufnahme suchen.

Hiemit endigt sich nun der erste Abschnitt der römischen Geschichte. Tarquinius hatte sich so betragen, daß die Römer der königlichen Regierung überdrüßig waren, und sie ganz abschafften. Sieben Könige hatten bisher in Rom regiert, von denen ein Theil eines gewaltsamen Todes gestorben waren. Das Volk hatte das Recht besessen, seine Könige zu wählen; es erweiterte jetzt dieses Recht noch durch die bestimmte Erklärung, gar keinen König mehr über sich herrschen lassen zu wollen. Ein Land, das von einem König oder einem einzigen Oberherrn regiert wird, nennt man eine Monarchie. Rom hörte also auf eine Monarchie zu seyn, und ward eine Republik.

Gustav.

Ist das nicht, wenn Keiner etwas dem Andern zu befehlen hat, sondern ein Jeder thun kann, was ihm beliebt?

Leopold.

Ey, warum nicht gar; in einem solchen Lande hättest du wohl Lust zu leben.

Vater.

Wenn Gustav sich recht bedenkt, so wird er gewiß nicht wünschen, Einwohner eines solchen Landes zu seyn, wo er keinen Tag ruhig in seinem Hause wohnen könnte, sondern immer erwarten müßte, daß ein Stärkerer ihn aus seinem Hause verjagte, und sich in Besitz alles des Seinigen setzte.

Gustav.

Ja, Vater, das können böse Menschen aber auch thun in jedem andern Lande.

Vater.

Meinst du denn, daß die Obrigkeit dazu stillschweigen würde, wenn du bey ihr Schutz suchtest? Aber wo eine Obrigkeit ist, da sorgt diese schon zum Voraus dafür, daß nicht so leicht Jemand auf diesen Einfall kömmt. In einer Republik giebt es eben so gut, als in einer Monarchie, Menschen, welche für allgemeine Ordnung und Ruhe Sorge tragen, Gesetze geben, und die Uebertreter der Gesetze bestrafen. Aber der Unterschied besteht darin, daß nicht ein Einzelner, sondern Mehrere gemeinschaftlich die Oberherrschaft führen. In Rom schlug Brutus seinen Mitbürgern vor, an die Stelle des vertriebenen Königs Tarquin zwei Männer zu setzen, welche aber nur Ein Jahr die höchste Gewalt besitzen sollten.

Wenn

Wenn dann die Wahl auch auf einen schlechten einmal fiele, so würde er doch durch den Andern verhindert werden können, Böses zu thun. Gesetzt aber, daß sie Beide die Regierung schlecht verwalteten, so könne man sich damit beruhigen, daß ihre Gewalt schon im nächsten Jahre ihr Ende erreiche. Das Volk nahm diesen Vorschlag an, und man nannte diese beiden Männer Consuls; ein bedeutender Name, der so viel sagen will als Rathgeber, anzuzeigen, daß sie die ersten Freunde und Berather des römischen Volks seyn, und sich nicht allein durch ihre Macht, sondern mehr noch durch ihre Sorge für das allgemeine Wohl auszeichnen sollten. Ueberdies wurde die Versammlung des Senats beybehalten; die Consuls standen an der Spitze des Senats, und musten den Senatoren Alles vortragen, und sie um ihre Meinung befragen.

Merkt es euch hier noch, daß die Regierung der Könige 245 Jahre gedauert hatte. Die Stadt Rom war ungefähr 800 Jahre vor Christi Geburt erbauet, und von ihrer Erbauung an bis zur Vertreibung des Tarquin hatte das römische Gebiet und die Zahl der Unterthanen sich ansehnlich vermehrt. Der Letztern sollen schon siebenmal hundert tausend gewesen seyn. Die Erzählung, wie es den Römern nun unter der neuen

Regierung erging, will ich bis zu einem andern Morgen versparen.

Der zweite Abschnitt der römischen Geschichte, mit dem wir heute den Anfang machen, umfaßt einen Zeitraum von ungefähr 500 Jahren, und geht beinahe bis zur Geburt Christi. Er ist weit reichhaltiger an merkwürdigen Begebenheiten, und wird euch daher noch mehr Unterhaltung gewähren.

Die Wahl der beiden ersten Consuls fiel sehr natürlich auf den Brutus und Collatinus, den Gemahl der unglücklichen Lucretia. Nur zu bald hatten diese Gelegenheit, zu zeigen, ob es ihnen mit der Abschaffung des Königthums und Behauptung der römischen Freiheit Ernst sey. Der vertriebene Tarquinius konnte seine verlohrne Gewalt nicht so leicht vergessen, und versuchte alles, sie wieder zu erlangen. Es gelang ihm, sich in Rom einen Anhang zu verschaffen unter leichtsinnigen, ausschweifenden jungen Leuten, denen das lustige Leben, welches sie mit den königlichen Prinzen geführt hatten, besser gefiel. Diese verbanden sich mit den Abgesandten des Tarquin zur Ermordung der Consuls und Wiedereinsetzung des Königs. Unter den Verschwornen befanden sich auch die beiden Söhne des Brutus. Ein Sclave

entdeckte die Verschwörung und zeigte sie an. Hier wurde das Vaterherz des Brutus auf eine schwere Probe gesetzt. Das Volk wurde auf dem Markt zum Gericht über die Angeklagten zusammenberufen. Nach der Strenge des Gesetzes hatten sie die Todesstrafe verdient; und der arme Vater saß als erster Richter, um zuerst den Ausspruch über seine eigenen Söhne zu thun. — Was meint ihr wohl, Kinder, sollte Brutus in dieser schlimmen Lage thun?

Lotte.

Ich hätte sie tüchtig ausgescholten, und dann gesagt, daß ichs diesmal ihnen vergeben wolle; aber wenn sie es wieder thäten —

Gustav.

Nein, das geht nicht, bestraft mußten sie werden. Ich hätte sie einige Wochen ins Gefängniß setzen lassen.

Vater.

Und was meinst denn du, Leopold? du scheinst nicht recht mit dir einig werden zu können.

Leopold.

Ich finde, daß die Strafe, die Gustav ihnen geben will, zu gelinde ist: denn sie hatten ihren

Vater ja ermorden helfen wollen. Aber ich weiß nur nicht, was ich eigentlich mit ihnen anfangen soll. Ich glaube, sie müsten auf zeitlebens ins Gefängniß.

Vater.

Dann werdet ihr wohl Alle mit Brutus nicht zufrieden seyn. Wie gesagt, sie verdienten nach dem Gesetze die Todesstrafe. Aus Achtung und Mitleiden für Brutus, den unglücklichen Vater, wünschten die Römer selbst, daß diesmal Gnade für Recht ergehen möge. Aber Brutus befahl mit unerbittlicher Strenge den Lictoren, seinen Söhnen den Kopf abzuschlagen.

Lotte und Gustav.

Den Kopf abzuschlagen? seinen eigenen Kindern?

Vater.

Freilich was kann härter seyn, als wenn ein Vater seinen eigenen Kindern das Leben absprechen zu müssen glaubt? Haltet darum Brutus nicht für einen grausamen Menschen, der kein väterliches Gefühl gehabt habe. Der Ausspruch des Urtheils sowohl, als der Anblick der Hinrichtung mag ihm schwer genug geworden seyn; und sobald diese erfolgt war, eilte er nach Hause, um seinem Schmerze ungestört sich zu überlassen. Dort war er Richter, und hielt sich verbunden, das

Vatergefühl zu unterdrücken. Er wußte, daß man Andere für dasselbe Verbrechen des Todes würdig erklären werde, und wollte nicht, daß man anders urtheilen solle, weil die Verbrecher seine Söhne waren. Die Folgen konnten zu gefährlich werden, wenn man bey dieser ersten Verschwörung gegen die Ruhe und Freiheit des römischen Volks zu gelinde sich zeigte. Gleich zu Anfange glaubte Brutus an einem so ausgezeichnet abschreckenden Beispiele es zeigen zu müssen, was diejenigen zu erwarten hätten, die mit dem schlechten Tarquin sich gegen das Leben ihrer Mitbürger verbinden wollten Und hätte er nicht nachher allen Verräthern des Vaterlandes das Leben schenken müssen, wenn er es einmal bey seinen Söhnen sich erlaubt hätte? Ich will gar nicht einmal davon reden, daß seine Söhne sich aller väterlichen Liebe und Schonung unwerth gemacht hatten. Konnten sie tiefer ihn kränken, als durch Zerstörung des Werks, das er mit so vielem Eifer betrieben hatte, und das ihm glücklich gelungen war? Gab es eine größere Verletzung der kindlichen Pflicht, als ihre Verbindung mit Menschen, die sich gegen das Leben ihres Vaters verschworen hatten? Auf alle Fälle hatte indessen Brutus einen schweren Kampf zu kämpfen. Des Vaterlandes Wohl forderte Gerechtigkeit; das Vaterherz rieth zur Gnade. Auf welche Stimme sollte er hören? auf die Stimme des dankbaren Vater-

landes, oder auf das Flehen undankbarer unnatürlicher Kinder?

Also dieser Versuch des Tarquin, in Rom selbst zu seinem Vortheil Unruhen zu erregen, mißlang. Er wandte sich daher an benachbatte Völker, die bekanntlich aus Neid gegen die Römer nur zu geneigt waren, ihre häufigen Streitigkeiten mit ihnen zu erneuern. Der Erste, den er für seinen Vortheil zu gewinnen wußte, war der König Porsenna. Dieser zog mit einer bedeutenden Macht gegen Rom, und brachte die Stadt in nicht geringe Verlegenheit. Hier muß ich euch doch von dem Muthe einzelner Römer etwas erzählen. Porsenna nöthigte die Römer, sich eiligst in die Stadt zurückzuziehen, und die Feinde folgten ihnen auf dem Fuße. Fast wäre es ihnen gelungen mit einzudringen, wenn nicht Horatius Cocles der Retter der Stadt geworden wäre. Dieser stellte sich mit zwei andern Römern vor die Brücke, welche über die Tiber in die Stadt führte, rief seinen Landsleuten zu, die Brücke hinter ihm niederzureissen, und vertheidigte sich gegen eine große Anzahl Feinde so lange, bis die Brücke abgetragen war. Noch ehe dies ganz vollendet war, befahl er seinen beiden Gehülfen, sich zu retten, focht dann noch eine zeitlang allein, bis er das Werk ganz vollendet sah, und sprang dann in den Fluß. Obgleich die Feinde

eine große Menge Pfeile auf ihn abschossen, so gelang es ihm doch glücklich die Stadt zu erreichen. Für jetzt war nun wohl durch diesen tapfern jungen Mann die Stadt gerettet. Aber bald fing ein neues Uebel an, sie zu bedrohen. Porsenna hielt Rom so enge eingeschlossen, daß keine Zufuhr von Lebensmitteln hineinkommen konnte. Der Hunger würde sie also bald zur Uebergabe und damit zugleich zur Wiederaufnahme des Tarquin genöthigt haben, wäre nicht ein zweiter Retter erschienen. Mucius Scävola war dieser Held. Er erbat sich vom Rath die Erlaubniß, ins feindliche Lager gehen zu dürfen, ohne seine Absicht weiter zu erkennen zu geben. Da er eine feindliche Kleidung angezogen hatte, so gelang es ihm, bis zum Zelte des Königs zu kommen. Bey seinem Eintritt zog er einen Dolch hervor und stieß den vermeinten König zu Boden. Er hatte sich in der Person geirrt, und statt des Königs einen andern Vornehmen getödtet. Da er sogleich ergriffen wurde, bekannte er freiwillig, seine Absicht sey auf des Königs Leben gegangen; und als man ihm die schmerzlichsten Martern ankündigte, steckte er ruhig lächelnd seine rechte Hand in eine gerade dort befindliche Pfanne voll glühender Kohlen, und sagte: siehe, so wenig macht sich ein Römer aus Schmerzen; aber wisse, daß, obgleich mir mein Vorsatz nicht gelungen ist, doch Einem von dreihundert eben so muthigen Römern, die

sich zu gleicher Absicht mit mir verschworen haben, es gewiß gelingen wird. Porsenna erstaunte über die kühne Unerschrockenheit des jungen Mannes, der Martern und Todesgefahr nicht achtete für des Vaterlandes Befreiung; und theils diese Bewunderung des Helden, den er frei nach der Stadt zurückkehren ließ, theils die Besorgniß, in der er beständig für sein eigenes Leben sich befinden mußte, bewog ihn, mit den Römern Frieden zu schließen. Von der Wiedereinsetzung des Tarquinius war nicht weiter im Friedensschluß die Rede, da der König ihn auch bei dieser Gelegenheit als einen schlechten Menschen kennen lernte.

Leopold.

Das war doch sehr edel von Porsenna, daß er an Mucius, der doch mit der Absicht, ihn zu tödten, gekommen war, sich nicht rächte.

Gustav.

Das würde mir auch sehr leid gethan haben; mir ist, während Vater erzählte, immer bange gewesen, daß es ihm nicht gut ergehen würde.

Vater.

Ich begreife es, daß du großen Antheil an dem Ausgange dieses Unternehmens nahmst, wo ein Römer sein Leben für die Rettung des Vaterlandes entschlossen wagte. Aber es ist auch ganz

recht von deinem Bruder, daß er auch dem Prosenna Gerechtigkeit widerfahren läßt. Dieser verdient wirklich ein edler Feind genannt zu werden. Denn da er die große Noth in Rom erfahren hatte, so schenkte er bey seinem Abzuge der Stadt sein ganzes Lager mit einem großen Vorrathe von Lebensmitteln. — Es gelang Tarquin nachher noch mehreremal, benachbarte Völker zu überreden, für seinen Vortheil die Waffen gegen die Römer zu ergreifen; jedoch blieben alle seine Versuche ohne Erfolg. Wenn der Kampf auch zuweilen hartnäckig war, so gingen die Römer doch zuletzt immer als Sieger aus demselben heraus. Endlich machte der Tod Tarquins dieser Sorge der Römer für ihre Freiheit ein Ende. Aber neue Unruhen von anderer Art, die noch gefährlicher zu werden drohten, entstanden jetzt in Rom. So lange Eintracht unter ihnen herrschte, hatten ihre vielen Feinde nichts gegen sie vermocht. Aber war dies eben so wenig zu befürchten, wenn sie unter sich selbst uneins wurden, und innerhalb den Mauern der Stadt selbst Bürger gegen Bürger als Feinde auftraten? Es verhielt sich mit diesem Zwiste folgendermaßen: In den immerwährenden Kriegen hatte die niedere Volksklasse sehr gelitten. Von einem besondern Soldatenstande wußte man damals noch nichts, sondern die Bürger mußten selbst in den Krieg ziehen. Da dieses sehr oft kam, so wurden dabey die Vermö-

gensumstände Vieler zu Grunde gerichtet: denn sie mußten nicht allein ihre Waffen sich selbst anschaffen, sondern auch ihre Arbeit und ihren Broderwerb so lange aufgeben. Ausserdem beraubten die Feinde bey den oft im römischen Gebiete vorfallenden Plünderungen Manchen seines Eigenthums. Diese mußten denn in ihren Bedrängnissen zu den Reichern ihre Zuflucht nehmen. Um Brod zu erhalten, verkauften sie an diese nach und nach ihre Ländereien, mußten, wie sie nichts mehr zu verkaufen hatten, Schulden machen, schwere Zinsen an gewinnsüchtige Menschen bezahlen, und sich so immer abhängiger von den Reichen machen. Auch damals machte also der Krieg den einen Theil arm, und bereicherte einen Andern; und ihr werdet es gewiß schlecht finden, meine guten Kinder, wenn Menschen sich die Noth ihrer Brüder zu Nutzen machen, und die Unglücklichen noch härter drücken, um selbst desto bequemer und üppiger leben zu können. Dazu kam nun noch der Umstand, daß die reichen Gläubiger in Rom gar zu große Gewalt über ihre armen Schuldner hatten. Sie konnten sie nicht allein ins Gefängniß werfen, sondern sie auch auf grausame Weise mißhandeln. Daraus entstand nun natürlich eine große Erbitterung der niedern Bürger gegen die Vornehmen, welche Patricier genannt wurden. Die öffentlichen Unruhen nahmen ihren Anfang unter dem Consulat des Ap-

pius und Servilius: Jener, ein heftiger Mann, wollte nichts von den Forderungen des Volks hören, dieser rieth nach seinem sanftern Character zur Nachgiebigkeit. Das Volk verlangte, daß die Schulden sollten erlassen werden. Bey Gelegenheit eines drohenden auswärtigen Kriegs weigerte es sich gegen den Feind zu ziehen, da sie doch nicht fürs Vaterland und für ihr eigenes Glück, sondern für harte unbarmherzige Herren fechten müsten. Der Senat kam dabei in nicht geringe Verlegenheit und war genöthigt durch gute Worte und Versprechungen die Mißvergnügten zum Dienste zu bewegen. Als die Gefahr von aussen vorüber war, hatte man aber keine Lust das Versprechen zu halten. Die darüber aufgebrachten Bürger verließen nun die Stadt, lagerten sich auf einem nahen Berge, und droheten alle Verbindungen mit Rom aufzugeben. In diesem gefährlichen Augenblicke, wo die Gesetze und Befehle der Obrigkeit nicht mehr geachtet wurden, sahen die Vornehmen wohl, daß es nicht rathsam sey, bey der Strenge zu beharren, und daß sie eilen müsten, die Aufgebrachten zu besänftigen, ehe ein anderes Volk, diese Unruhen benutzend, gegen Rom anrückte. Man schickte Gesandten hinaus zum Volk, und gestand ihm die Forderung zu, die Schulden aufzuheben. Aber damit noch nicht zufrieden, und besorgt, daß man doch über kurz oder lang sie eben so wie vorher behandeln würde,

bedangen die Aufrührer sich die Erlaubniß aus, künftig sich aus ihrer Mitte eigene obrigkeitliche Personen zu erwählen, deren Bestimmung es einzig sey, das Volk gegen jede Gewalt und jedes Unrecht des Senats und der Patricier zu schüzzen. Auch dies war man genöthigt zu bewilligen, und jene neue Obrigkeit wurde Tribunen des Volks genannt. Das war denn freilich sehr übel, daß der römische Rath dem Volke gegen sich selbst einen Beschützer hatte zugestehen müssen, und ihr könnt wohl denken, daß es nachher nicht an Streit zwischen den Tribunen und den Consuln gefehlt haben werde.

Leopold.

Das war aber doch auch schlecht, daß sie dem Volke ihr gegebenes Wort nicht hielten, und du pflegst uns ja immer zu sagen, Versprechen muß man halten.

Vater.

Allerdings war das unrecht. Aber so gehts; hat man sich erst eine Ungerechtigkeit erlaubt, so wird man bald eine andere folgen lassen.

Leopold.

Es mag den reichen Römern auch wol schwer genug geworden seyn, den Armen nachgeben zu müssen.

Vater.

Das will ich gern glauben; ich hoffe aber, daß sie bey dieser Gelegenheit werden erkannt haben, wie es recht gut sey, daß Arme und Reiche bey einander sind, wie aber der Reiche eben so wenig des Armen, als der Arme des Reichen entbehren könne. Verachtet daher ja keinen Menschen aus dem niedern Stande. Wie würde es euch gefallen, wenn alle die Dienste, welche sie euch leisten, auf einmal aufhörten, oder von euch selbst sollten verrichtet werden?

Die Tribunen suchten nun ihre Macht und die Gewalt des Volks immer mehr, und zuweilen weit über die Gebühr, zu vergrößern; sie hielten häufige Volksversammlungen, worin selbst Senatoren dann und wann, so ungern sie sich auch dazu entschließen mochten, gegen die ihnen gemachten Beschuldigungen sich vertheidigen, und Gericht über sich halten lassen musten; sie brachten die Consuls, wenn sie der Hülfe des Volks benöthigt waren, oft in nicht geringe Verlegenheit indem sie das Volk zu überreden wußten, nicht eher die Waffen zur Vertheidigung des Vaterlandes zu ergreifen, bis der Senat ihnen eine oder die andere ihrer Forderungen bewilligt hatte. Dagegen konnten die Patricier es nicht verschmerzen, ihre Macht durch die dem Volke zugestandenen Vortheile so verringert zu sehen. Im Senat war

gewöhnlich eine gelinde, zur Nachgiebigkeit geneigte Parthei, und eine strenge und stolze, welche jedes Vorrecht, das die Patricier besessen hatten, ernstlich zu behaupten oder wieder zu erhalten suchte. Von der strengern Parthei war auch ein gewisser Coriolan, der sich im Kriege, vorzüglich in dem gegen die Volscer, sehr ausgezeichnet hatte. Dieser hatte bey Gelegenheit neuer Unruhen, die wegen einer in Rom entstandenen Hungersnoth ausgebrochen waren, sich sehr ernstlich gegen die Tribunen erklärt, und die Aufhebung dieses obrigkeitlichen Amts verlangt. Dafür erfuhr er aber auch die ganze Gewalt dieser Tribunen. Er mußte vor dem Volksgerichte erscheinen, und wiewohl er in seiner Vertheidigung sich auf die dem Vaterlande geleisteten Dienste, auf die Bürger, denen er in den Schlachten das Leben gerettet, auf die empfangenen Wunden, die er auf der entblößten Brust vorzeigte, berief; wiewohl die von ihm Geretteten, die meistens aus der niedern Volksklasse selbst waren, mit Bitten und Thränen sich für ihn verwandten; so wußten die Tribunen es doch dahin zu bringen, daß er für immer aus Rom verbannt wurde. Der erbitterte Coriolan beschloß diesen erfahrnen Schimpf zu rächen, begab sich zu jenen Volscern, gegen welche er vormals sich so tapfer gezeigt hatte, und überredete diese leicht zum neuen Kriege gegen sein eigenes Vaterland. Die Volscer ernannten ihn

zu ihrem Feldherrn; und ehe noch die Römer Anstalten zum Widerstande hatten machen können, stand Coriolan mit einem großen Heere in der Nähe von Rom. Hier herrschten bey dieser unerwarteten und nahen Gefahr Schrecken und Unentschlossenheit. Man muste sich bequemen, Abgeordnete des Senats an ihn zu schicken, um mit ihm zu unterhandeln. Coriolan empfing diese Gesandten mit vielem Stolz; eine zweite und dritte Gesandtschaft war nicht glücklicher, und er drohete unverzüglich mit Erstürmung der Stadt, wenn man seine Forderungen zu erfüllen sich länger weigere. Da beschlossen die Römer in der höchsten Noth noch eine Gesandtschaft ganz eigener Art. Die vornehmsten römischen Damen, und an ihrer Spitze die Gattin, die Mutter und die Kinder des Coriolan zogen hinaus ins Lager, den harten Mann zu friedlichern und sanftern Gesinnungen zu bewegen. Dieser Anblick, und noch mehr die schöne muthige Anrede seiner Mutter erschütterten den Sinn des bisher Unbiegsamen. Er versprach ihre Wünsche zu erfüllen, und entließ sie mit den Worten: o Mutter, Rom hast du gerettet, aber dein Sohn ist verlohren. Er hatte sein Schicksal sehr richtig geahnet: denn kaum war er mit der Armee zurückgekehrt, als er von den Volscern ermordet wurde. Diese hatten sich wohl schon im Geiste als Herrn Roms gedacht; um s-

unzufriedener musten sie mit diesem Ausgange des Streits seyn.

Diese Begebenheit mit Coriolan war übrigens keinesweges dazu geeignet, die innere Ruhe in Rom und den Frieden zwischen dem Volke und den Patriciern, den Tribunen und dem Senat für die Zukunft zu sichern; es gab vielmehr immer neue Veranlassungen zum Streit, die Verbannungen kamen häufiger, und Rom hätte bey dieser Uneinigkeit leicht eine Beute auswärtiger Feinde werden können. Einmal hatte schon ein gewisser Herdonius, ein unternehmender Sabiner, auf diese inneren Zwistigkeiten den Plan gebauet, Rom zu erobern, hatte sich auch bereits des Capitols bemächtigt, dessen Wiedereroberung den Römern nur nach großer Anstrengung und furchtbarem Blutvergießen gelang. Die Tribunen, bestimmt die Beschützer des Voks zu seyn, brauchten ihre Macht nur dazu, es gegen die Patricier und die Consuls aufzuwiegeln. Sie hatten sogar einmal die Dreistigkeit, jene vor ihr Gericht zur Bestrafung zu fordern. Von der andern Seite verdarb auch der Stolz und Uebermuth der Vornehmen manches Gute, was die Weisheit einzelner Senatoren hätte stiften können. Am Besten verstand noch ein gewisser Cincinnatus, der von beiden Partheien geachtet wurde, die Ruhe zu erhalten. Als die Abgeordneten des

Se-

Senats zu diesem aufs Land kamen, ihm seine Erwählung zum Consul bekannt zu machen, fanden sie ihn hinter dem Pfluge, seinen Acker selbst zu bauen beschäftigt. Hier fühlte er in seiner ländlichen Ruhe sich glücklicher, als die vornehmen Städter, welche die Ehrsucht beherrschte, und nur das Beste des Vaterlandes bewog ihn, das Consulat anzunehmen. Späterhin ernannte man ihn auch einmal zum Dictator. Wenn nämlich das Vaterland sich, sey es von innen oder von aussen, in großer Gefahr befand, so erwählte man auf sechs Monate einen Einzelnen, dem man die höchste Gewalt in die Hände gab, und dem alle andern obrigkeitlichen Personen für die Zeit mit unterworfen waren. Schon nach einigen Wochen, sobald nämlich das Vaterland ausser Gefahr war, legte Cincinnatus diese hohe Würde wieder ab, und kehrte zu seinem stillen Landhause zurück.

Ehe ich für heute endige, muß ich nur noch es erinnern, daß nun seit der Vertreibung des Tarquin, schon über funfzig Jahre verflossen waren. Ihr könnt also wohl denken, daß ich euch nicht jeden Consul genannt, nicht jede Begebenheit, die sich im römischen Gebiet zutrug, nicht jeden geführten Krieg erzählt habe. Was würde es euch nützen, wenn ich euer Gedächtniß mit einer Menge Namen und Sachen anfüllte, die euch zu wissen

entbehrlich sind, und worüber ihr das Wichtige wieder vergessen würdet.

Leopold.

Aber, Vater, sollen wir uns nicht einige Namen aufschreiben? denn sonst kann ich doch nicht alles behalten, was du uns erzählst.

Vater.

Wir wollen uns gelegentlich eine Tabelle machen, auf welcher wir die Hauptereignisse bemerken, und worauf ihr noch ausserdem sehen könnt, zu welcher Zeit dies oder jenes geschehen sey.

Habe ich euch nicht schon einmal, fragte am folgenden Morgen der Vater, von Solon erzählt?

Gustav.

Ja wohl, Vater, von dem weisen Solon, der so gute Gesetze gemacht hatte.

Leopold.

Der aber kein Gesetz gegen Vatermörder gegeben hatte, weil er meinte, es sey nicht denkbar, daß ein Grieche sich eines solchen Verbrechens schuldig machen werde.

Lotte.

Sind wir denn nun schon mit der Geschichte der Römer zu Ende? ich dachte, nun sollt' es erst recht angehen.

Vater.

Ich habe noch viel von den Römern zu erzählen: aber du sollst gleich hören, wie ich auf den Griechen Solon komme. — Die Gesetze dieses weisen Mannes waren weit und breit bekannt geworden. Den Römern fehlte es bis jetzt noch an allen festen Gesetzen, und die Consuls mit dem Rath entschieden nach ihrem Gutdünken die vorkommenden Sachen. Da that Jemand den Vorschlag, ob es nicht besser sey, wenn sie sich die Gesetze der Griechen, insbesondere des Solon, kommen ließen; vielleicht daß dadurch viele Streitigkeiten zwischen dem Senat und dem Volke für die Zukunft gehoben würden. Der Vorschlag war sehr vernünftig, und wurde auch angenommen. Man erwählte drei Männer, die Gesetze aus Griechenland zu holen. Wer weiß mir zu sagen, wo die Griechen wohnten?

Gustav.

O das weiß ich; sie lebten da, wo jetzt die Türken wohnen.

Vater.

Seht einmal, Kinder, so wunderbar kann es sich in der Welt ändern. Die Griechen waren damals das am meisten gebildete, und in Künsten und Wissenschaften fortgeschrittene Volk; und an deren Stelle wohnen jetzt Menschen, die unter allen europäischen Nationen am weitesten zurückgeblieben sind. — Nun die Reise dahin war also für die Römer nicht so sehr weit. — Als die Gesetze angekommen waren, wurden sie in zehn hölzerne Tafeln eingeschnitten, und auf dem Markte aufgestellt, damit ein Jeder sie beurtheilen und sagen könne, was daran zu verändern und zu verbessern sey. Nachdem auch dies geschehen war, grub man diese verbesserten Gesetze in zehn eherne Tafeln, welche denn ebenfalls auf dem Markte aufgerichtet wurden, damit ein Jeder sich damit bekannt machen und keiner mit Unwissenheit sich entschuldigen könne, wenn er gegen ein Gesetz handelte. Man hatte zur Einführung dieser Gesetze zehn Männer, Decemvirs, erwählt, und ausgemacht, daß in dem Jahre ihrer Regierung alle andern obrigkeitlichen Aemter, auch das Consulat, aufgehoben seyn sollten. Da man die Gesetze nachher für nöthig fand zu erweitern, so verlängerte man die Regierung der Decemvirs noch auf ein Jahr. Allein Einer derselben, Namens Appius war schon eine zeitlang mit dem Gedanken umgegangen, diese Ober-

herrschaft sich auf zeitlebens zu verschaffen. Wirklich gelang es ihm auch mit seinen Gehülfen schon mehrere Jahre im Besitz dieses Amts zu bleiben. Aber die Gewalt, welche sie sich anmaßten, wurde täglich drückender, und ihr Uebermuth unerträglicher. Die römische Freiheit schien unter der Tyranney dieser Gewalthaber in wahre Knechtschaft übergehen zu wollen. Siehe da mußte ein ähnlicher Vorfall, wie zu Tarquins Zeiten, die Römer von ihren Tyrannen befreien.

Lotte.

Doch wohl nicht wieder durch eine römische Frau?

Vater.

Grade war es wieder eine Römerin, nur diesmal keine Frau, sondern ein Mädchen, welche Veranlassung zur Rettung ihrer Landsleute vom Druck der Decemvirn geben muste. Appius, jener Decemvir, der um die Gunst des Volks ehemals recht gebettelt hatte, um es nachher zu unterjochen, hatte sich in eine gewisse Virginia, die verlobte Braut eines andern Römers, verliebt, und suchte sie durch listige Kunstgriffe, selbst unter dem Scheine des Rechts, während ihr Vater gegen die Feinde focht, in seine Gewalt zu bringen. Virginius, der Vater des Mädchens, eilte auf erhaltene Nachricht aus dem La-

ger nach Rom. Als er am folgenden Morgen in dem auf dem Markte in dieser Sache gehaltenen Gerichte erscheint, und sieht, daß ihm kein anderes Mittel zur Rettung seiner Tochter aus den Händen des Unmenschen übrig bleibt, führt er die arme Virginia in die Nähe einer Schlachterbank, ergreift das dort liegende Messer, und stößt es dem unglücklichen Mädchen ins Herz. Glücklich entkam er aus der Stadt, begab sich wieder ins Lager; die ganze Armee verband sich mit ihm gegen die Decemvirs, zog nach Rom, lagerte sich auf dem sogenannten heiligen Berge, und ging nicht eher in die Stadt, als bis die Decemvirs abgesetzt waren. Man wählte darauf wieder, wie zuvor, Consuls und Tribunen des Volks. Die Letztern veranstalteten ein Gericht über Appius, das ihn zum Gefängniß verurtheilte, worin er bald darauf starb. Alle andern Decemvirs wurden ebenfalls bestraft.

Uebrigens dauerte die Eifersucht des Volks und der Tribunen von einer Seite, und der Consuls und Patricier von der andern fort. Die Tribunen setzten den Rath oft mit neuen Forderungen in Verlegenheit. Sie verlangten unter andern auch, daß die Consuls auch aus dem Volke gewählt werden sollten; und selbst diese Forderung wurde späterhin ihnen zugestanden. In dieser Zeit wurde auch ein neues obrigkeitliches Amt er-

richtet, das Amt der Censoren. Diese Männer musten nicht nur das Volk zählen, das Vermögen der Bürger aufschreiben, und die Abgaben darnach bestimmen, sondern sie waren auch Sittenrichter, oder sie führten die Aufsicht über das sittliche Betragen der Römer, konnten Jedem über seine Aufführung Vorstellungen machen, Verweise geben, und auch bestrafen; durften die römischen Ritter und Senatoren von der Liste ausstreichen, den Bürgern das Recht nehmen, in den Volksversammlungen zu stimmen, welches für einen großen Schimpf gehalten wurde, und dergleichen Strafen mehr. Die Ernennung solcher Männer war gewiß eine sehr weise und vernünftige Anordnung, und konnte von den wohlthätigsten Folgen für das römische Volk seyn. Denn wie manches Böse und Unsittliche kann in der Welt geschehen, ohne daß es bestraft wird, oder ohne daß ein Mensch es hindert; wie Mancher richtet zum Beispiel durch Verschwendung sich zu Grunde, wie Mancher zerstört durch ein ausschweifendes Leben seine Gesundheit, wie manche Ehegatten leben in Unfrieden mit einander, ohne daß es Jemand einfällt, diesen Uebeln Einhalt zu thun. Dazu hatten nun aber die Censoren das Recht und die Verpflichtung.

Lotte.

Dann ist es ja nun wohl recht ordentlich in

Rom zugegangen, und die bösen Leute haben nicht mehr so mit einander gezankt?

Vater.

Du hast ganz recht, dies zu erwarten. Die Censoren stifteten auch wirklich viel Gutes, zumal wenn man die rechten Leute dazu erwählt hatte. Aber da sie sich, wenn sie ihr Amt treu verwalteten, viele Feinde machten, weil die Menschen sich nicht gern die Wahrheit sagen, und an ihre Fehler erinnern lassen mögen; so nahmen die Meisten von ihnen es auch nicht so streng, und ließen viel Böses ungerügt. Bey leichtsinnigen und schlechten Menschen, die keine solchen Aufseher haben mögen, waren sie ihres Amtes wegen zum voraus verhaßt, und eben daher fanden sich nicht Viele, die Lust hatten, ein solches Amt zu übernehmen. Ein Mann, der wegen seiner Rechtschaffenheit sich ganz zu diesem Dienste paßte, war Camillus. Von diesem habe ich euch aber noch manches zu erzählen.

Daß Camillus sehr geachtet von seinen Mitbürgern gewesen sey, erhellet schon daraus, daß sie ihn mehreremale zum Dictator ernannten. Im Kriege zeichnete er sich immer durch seine Tapferkeit aus. Die Stadt Veji, welche eine ganze Armee vertheidigte, wurde von ihm nach einer äusserst

hartnäckigen Gegenwehr durch angelegte Minen erobert.

Gustav.

Von Minen habe ich nie etwas gehört.

Vater.

Minen waren Gänge, die man eine ganze Strecke unter der Erde fort grub, um durch dieselben unentdeckt bis in die belagerte Stadt zu kommen. Durch diese Gänge drang ein Theil der Soldaten in die Festung, während Andere von Aussen die Mauern zu ersteigen versuchten. In neuern Zeiten hat man ebenfalls oft Minen angelegt, aber nicht so wohl um dadurch in eine Stadt einzudringen, sondern vielmehr um Pulver hineinzulegen, es anzuzünden, und damit einen Theil einer Festung, der Wälle und Mauern, oder sonst ein Stück Land zum Schaden des Feindes in die Luft zu sprengen, und zuweilen den Feind mit.

Leopold.

Gott behüte! die armen Menschen auch? das ist ja abscheulich! So grausam sind doch die Römer noch nicht gewesen.

Vater.

Alles, was der Krieg mit sich bringt, ist ab-

scheulich. Ob aber die Römer aus Menschlichkeit dies unterlassen haben, ist eine andere Frage. Du denkst wohl nicht daran, daß man zu jener Zeit noch kein Pulver kannte; sonst hätte man auch wohl davon Gebrauch gemacht. — Nun zurück zu Camillus. Dieser tapfere Feldherr wußte nicht allein sich dem Feinde furchtbar zu machen, sondern ihn auch durch sein edles Betragen zur Hochachtung zu zwingen. Dies geschah im Kriege gegen die Faliscer. Camillus hatte die Hauptstadt derselben belagert. Bey den Faliscern war die Gewohnheit eingeführt, alle Kinder von einem gewissen Alter der gemeinschaftlichen Aufsicht und dem Unterricht Eines Mannes anzuvertrauen. Mit diesem pflegten sie häufig vor der Stadt spazieren zu gehen, und weil Camillus die Stadt nicht sehr enge eingeschlossen hatte, so konnten sie auch jetzt noch ihre Spaziergänge ohne Gefahr fortsetzen. Ihr damaliger Aufseher war aber ein schlechter Mensch. Eines Tages wußte er listiger Weise die Kinder weiter von der Stadt zu entfernen, und ins Lager der Römer zu bringen, ging zu Camillus, und sagte: hier überliefere ich diese Kinder, und mit ihnen zugleich die ganze Stadt deinen Händen. Denn es ließ sich leicht denken, daß die Faliscer sich zu allem verstehen würden, um nur ihre Kinder wieder zu erhalten. Camillus hätte nun wohl gern die Stadt ohne Blutvergießen eingenommen, allein er wollte es nur auf

dem rechten Wege und nicht durch die schändliche Verrätherei eines solchen Menschen. Mit innerm Unwillen hörte er den Antrag dieses pflichtvergessenen Lehrers an, ließ ihm sodann die Hände auf den Rücken binden, den Kindern Ruthen geben, und befahl ihnen, ihren Aufseher, der sie hatte verkaufen wollen, in die Stadt zurück zu peitschen. Nicht wahr, der hatte sich in Camillus gewaltig geirrt? solche Belohnung hatte er wohl nicht erwartet. Aber einen Fehler beging doch, nach meiner Meinung, Camillus in seinem edlen Zorn. Wer von euch sollte mir den angeben können?

Leopold.

Vielleicht daß er ihm eine so schimpfliche Strafe, mit Ruthen gepeitscht zu werden, zuerkannte?

Vater.

Nun die Beschimpfung hatte er wohl verdient: aber wenn er auch noch so große Strafe verdient hatte, so war es doch nicht recht, daß er den Kindern die Bestrafung auftrug. Es war doch ihr Lehrer und Aufseher, und sie konnten dadurch leicht auf den Glauben kommen, es sey ihnen erlaubt, ihren Lehrern Achtung und Gehorsam zu versagen. Für Kinder paßt es überhaupt nicht, die Zuchtmeister Anderer zu seyn; aber am

wenigsten ist es schicklich, daß die Hand der Schüler ihren Lehrer züchtige. — Bey den Faliscern war unterdessen großer Jammer über den Verlust ihrer Kinder. Wie groß war dagegen ihr Erstaunen und ihre Freude, als sie die Verlohrnen unerwartet zurückkommen sahen. Der Edelmuth des Camillus gewann so sehr die Herzen aller Einwohner, daß sie gleich darauf Abgeordnete an Camillus mit der Erklärung schickten, einem so großmüthigen Feinde sich freiwillig unterwerfen zu wollen. Wer hätte es wohl denken sollen, daß dieser glückliche Ausgang ihm unter seinen eigenen Mitbürgern viele Feinde erwecken würde? Und doch war es so. Die Soldaten nämlich waren sehr unzufrieden mit diesem gütlichen Vergleich, weil ihnen dadurch aller Vortheil, den sie sich von der Plünderung der Stadt versprachen, entgangen war. Undank, sagt ein Sprichwort, ist der Welt Lohn; auch Camillus muste die Wahrheit davon an sich erfahren. Große Männer werden von kleinen Menschen, die auch gern etwas seyn oder für etwas gehalten werden wollten, und doch nichts sind, beneidet; und der Neidische findet immer eine Gelegenheit zu schaden. Camillus wurde von den immer unruhigen Tribunen, deren Vorschlägen er sich bisweilen nachdrücklich widersetzt hatte, angeklagt, und sollte vor dem Volksgerichte erscheinen. Da er sahe, daß er der ungerechten Verurtheilung nicht entgehen werde, suchte er die-

ser unverdienten Beschimpfung zuvor zu kommen, und verbannte sich freiwillig selbst aus Rom. Nur zu bald kam indessen eine Zeit, wo die Römer diesen großen Feldherrn sehr vermißten; und ein so hartes Schicksal, als der Stadt jetzt bevorstand, hatte sie noch nicht betroffen.

Gustav.

Nun das hatten sie denn dafür; das Unglück schickte ihnen der liebe Gott wohl, um sie zu bestrafen.

Vater.

Das können wir eben so gradezu nicht sagen: denn wenn Gott dieses Unglück als eine Strafe über sie kommen lassen wollte, so würde er es nur die Schuldigen haben treffen, und nicht, wie das hier der Fall war, die Guten mit den Bösen haben leiden lassen. Aber wenn ein solches Schicksal eintrifft, so sagt den schlechten Menschen ihr Gewissen: siehe, das hast du hier oder dafür verdient; und so machen sie es sich selbst zur Strafe.

Lotte.

Vater, wo blieb aber denn Camillus?

Vater.

Nur Geduld, der wird bald wieder da seyn. —

Es war um diese Zeit ein Volk aus dem heutigen Frankreich, die Gallier, unter Anführung des Brennus in Italien eingedrungen. Diese näherten sich jetzt Rom. Es kam zu einer Schlacht, und die Römer wurden gänzlich geschlagen. Nur ein kleiner Theil der Armee kam nach Rom zurück, die Uebrigen zerstreuten sich. Nun waren Angst und Verwirrung groß in der Stadt. Da das Capitol ihnen fürs erste eine sichere Zuflucht gewährte, weil der Berg, auf dem es lag, sehr steil und schwer zu ersteigen war, so ließ der Senat alles Gold und Silber und andere Kostbarkeiten, ingleichen Lebensmittel, so viel in der Eil herbeyzuschaffen waren, dahin bringen, und begab sich selbst mit den jungen streitbaren Leuten hinauf. Die Stadt selbst muste ihrem Schicksal überlassen werden; Weiber, Kinder und Greise flüchteten aufs Land und in die benachbarten Städte. Nur eine Anzahl alter ehrwürdiger Männer wollte das Unglück ihres Vaterlandes nicht überleben. Sie blieben in der Stadt zurück und erwarteten sitzend auf dem Markte in stiller Fassung die Ankunft der Gallier. Diese wußten anfangs nicht, was sie davon denken sollten, wie sie die Stadt ohne alle Vertheidigung, die Häuser verschlossen und von ihren Einwohnern verlassen fanden. Sie gingen nur mit großer Behutsamkeit vorwärts, weil sie vermutheten, daß dahinter eine List verborgen sey. Endlich kamen

sie auf den Markt, und der Anblick dieser in festlichen Kleidern stumm und unbeweglich sitzenden Greise vermehrte ihr Erstaunen. Aber als einer der Gallier einen Römer bey seinem Barte faßte, und dieser unwillig darüber mit dem Stocke nach ihm schlug, so fielen die Gallier über die Alten her und tödteten sie Alle. Darauf vertheilten sie sich durch die ganze Stadt, plünderten die Häuser, ermordeten die Menschen, welche sie noch fanden, und steckten endlich die Stadt an allen Ecken in Brand. Sie wollten darauf das Capitol erobern; der Versuch bekam ihnen aber so übel, daß sie ihn nicht wiederholten, sondern die Römer nur einschlossen, um sie endlich durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Einmal wäre es jedoch bey Nacht ihnen bald gelungen, sich des Berges zu bemächtigen. Die römischen Wachen waren eingeschlafen, und die Gallier schlichen so leise sich hinauf, daß kein menschliches Ohr ihre Ankunft vernahm. Schon waren einzelne Gallier im Begriff die Mauern zu ersteigen, als Gänse durch ihr Geschnatter die schlafenden Römer weckten, und so die Retter des Capitols wurden. Aus Dankbarkeit wurde nachher immer eine Heerde dieser Vögel auf öffentliche Kosten hier unterhalten. Nach mehreren Monaten fing es indessen an, den Römern an Lebensmitteln zu fehlen, und nachdem sie der Hunger schon eine zeitlang sehr gequält hatte, musten sie doch an die

Uebergabe denken. Die Gallier auf der andern Seite litten heftig in ihrem Lager von ansteckenden Krankheiten, wodurch sie auch geneigter zu einem Vergleich wurden. Dieser Vergleich kam denn auch zu Stande. Die Römer versprachen tausend Pfund Gold zu bezahlen, nach dessen Empfang die Gallier das römische Gebiet zu verlassen sich anheischig machten. Während dieses alles sich in Rom zutrug, beschloß Camillus das ihm zugefügte Unrecht zu vergessen, und der Retter seines Vaterlandes zu werden. Er sammelte die zerstreuten römischen Soldaten, schlug mehrmals kleine Partheien der Gallier auf ihren Streifereien; und da sein Heer täglich größer wurde, so konnte er endlich daran denken, der Hauptmacht des Feindes eine Schlacht anzubieten. Da er aber den traurigen Zustand seiner Landsleute auf dem Capitol nicht kannte, und es abwarten wollte, bis die Krankheiten noch mehr die gallische Macht geschwächt haben würden, so hatten die Römer unterdessen jenen Vergleich eingehen müssen. Sobald er aber davon Nachricht erhielt, eilte er nach Rom. Hier kam er gerade in dem Augenblicke an, als man auf dem Markte beschäftigt war, das Gold abzuwägen. Die Gallier gebrauchten dazu falsches Gewicht, und als die Römer sich darüber beklagten, legte der übermüthige Brennus noch dazu sein Schwerdt in die Wagschale. Da erschien unerwartet der Befreier Roms. Haltet ein, rief

rief Camillus, die Römer bezahlen nicht mit Gold, sondern mit Eisen. Es kam zum Gefecht zwischen beiden Partheien; die Gallier zogen sich in ihr Lager zurück, brachen am andern Tage mit der ganzen Armee auf, wurden von Camillus verfolgt, und nach einer vollkommenen Niederlage ausser Stand gesetzt, den Römern je wieder zu schaden. — Da die Stadt ein Schutthaufen war, so hatte ein großer Theil des römischen Volks Lust, einen neuen Wohnplatz zu suchen. Aber Camillus widersetzte sich nachdrücklich diesem Vorhaben und Rom wurde wieder erbauet. Bey mehreren Gelegenheiten leistete er den Römern nachher noch wichtige Dienste, war in allen Kriegen, worin er zum Feldherrn ernannt wurde, siegreich, und bis in sein achtzigstes Jahr durch Weisheit wie durch Tapferkeit ein Wohlthäter seines Vaterlandes.

Die Kriege nahmen ihren fast ununterbrochenen Fortgang. Die benachbarten Nationen, immer neidisch und eifersüchtig auf die Macht der Römer, benutzten jede Gelegenheit, das ihnen kaum aufgelegte Joch wieder abzuwerfen, und auch die Bundesgenossen waren bey weitem nicht immer treu. In dieser Zeit trat auch ein neues und mächtiges Volk, die Samniter, gegen die Römer auf, welches ihnen nicht wenig zu schaffen machte. Erst nach vielen blutigen Schlachten ge

lang es den Letztern, jene sich ganz unterwürfig zu machen. Diese beständige Uebung, welche die Römer im Kriegführen hatten, machte sie immer geschickter in dieser schrecklichen Kunst. Ihre Tapferkeit, ihr Muth in Gefahren, ihre Todesverachtung waren so groß, als ihre Vaterlandsliebe; und oft bedurfte es nur einer zwischen den Feind geworfenen Fahne, um einem Gefecht, das lange unentschieden war, den glücklichsten Ausgang zu geben, und die Soldaten in den dichtesten Haufen von Feinden zu führen. Eine Krone, von Eichenblättern geflochten, die denen zu Theil wurde, welche sich in Feldschlachten ausgezeichnet, oder zuerst die Mauern einer belagerten Stadt erstiegen hatten, waren ihre höchste Belohnung. Ihre einfache mäßige Lebensart, die von der Prachtliebe und Ueppigkeit der spätern Römer so sehr verschieden war, trug viel dazu bey, diesen Sinn bey ihnen zu unterhalten. Die Männer, welche die Geschichte jener Zeiten geschrieben haben, erzählen uns mehrere Beispiele großer Vaterlandsliebe. Unter den Helden, deren sie mit Ehrfurcht erwähnen, will ich euch nur den Curtius und die beiden Decier nennen. Alle drey opferten sich fürs Vaterland auf. Was zuerst den Curtius betrifft, so hatte damals, wahrscheinlich durch ein Erdbeben, die Erde auf dem Markte einen großen Riß bekommen, und es wird erzählt, man habe ungeachtet aller Erde,

die man wieder hineingeworfen habe, das Loch nicht wieder ausfüllen können. Ein solcher Umstand war in den damaligen Zeiten hinreichend, das Volk besorgt zu machen. Man wandte sich also an die Augurs, um zu fragen, was dabey zu machen sey.

Leopold.

Was waren denn die Augurs für Leute?

Vater.

Ich wills euch gleich sagen, wenn ich mit der Erzählung fertig bin. Die Augurs gaben zur Antwort, sie müßten das, worin die Macht des römischen Volks bestehe, in das Loch hineinwerfen: dadurch werde zugleich die Dauer des römischen Reichs für immer gesichert werden. Als man lange überlegt hatte, was denn das wohl sey, und endlich fand, das die Hauptkraft des römischen Reichs auf Waffen und der Tapferkeit derer, die sie trugen, beruhe; so bewafnete sich Curtius vom Fuß bis zum Kopfe, bestieg ein prächtig ausgerüstetes Pferd, und stürzte sich in die Oeffnung hinein.

Lotte.

Nun damit sollte das Loch auch noch nicht voll werden.

Gustav.

O, Vater, mit dem Manne wars doch wol nicht recht richtig.

Vater.

Ihr urtheilt viel zu rasch, lieben Kinder. Das, was ihr für thöricht haltet, muste in den Augen der Römer und nach ihren Begriffen eine erhabene und bewunderungswerthe Handlung seyn. Was wir für sehr natürlich halten, schien ihnen wunderbar und von großer Bedeutung. Wenn nun nach ihrer Meinung ein so natürliches Ereigniß etwas zu bedeuten haben sollte, wenn sie in solchen Fällen zu den Auguren ihre Zuflucht nahmen, und, was die sagten, für strenge Wahrheit hielten, wenn nun ferner darnach Curtius glaubte, daß das Glück seines Vaterlandes und die beständige Dauer desselben davon abhinge, daß Jemand ein solches Unternehmen freiwillig wagte; könnt ihr dann über den Mann noch lachen, der, um sein Vaterland und seine Mitbürger glücklich zu machen, sein Leben, und alles, was dem Menschen im Leben lieb ist, dahingiebt? könnt ihr über den spotten, der den gewiß nicht kleinen Muth hat, sich in dem schauerlichen Abgrunde der Erde lebendig zu begraben, damit seine Mitbürger auf der Erde, die seinen geopferten Leib einschließt, glücklich wohnen können, oder damit künftiges Unglück von ihnen abgewandt werde?

Nicht als ein Verzweifelnder, nicht als ein Unglücklicher, der keine Freude mehr am Leben findet, sondern mit voller Besonnenheit, mit dem hohen Gefühl, ein Wohlthäter für Tausende zu werden, stürzte er sich hinein.

Gustav.

Vater, nun sehe ich ein, daß ich dem braven Manne Unrecht gethan habe. Du hattest uns mal gesagt, wer sich selbst das Leben nähme, der sey als ein halb Verrückter anzusehen.

Leopold.

Und Curtius war kein Selbstmörder, denn sonst wären ja alle die, welche für die Vertheidigung ihres Landes sich allen Lebensgefahren aussetzen, auch Selbstmörder.

Vater.

Es freut mich, daß ihr den Unterschied selbst aufgefunden habt. Curtius that etwas, was nach seinem und dem allgemeinen Glauben seines Volks höchste Pflicht war, was man als den Göttern höchst wohlgefällig betrachtete. Und wer das thut, ist nicht in die Classe von Verbrechern zu setzen. Die Römer nannten eine solche Aufopferung, den unterirdischen Göttern sich weihen; es fand selbst eine gewisse Feierlichkeit dabey statt, und der

Held ließ sich von einem Priester zum Tode einweihen.

Lotte.

Aber, Vater, es war doch sonderbar, daß das Loch nicht wieder ausgefüllt werden konnte.

Vater.

Die Spalte in der Erde kann ja sehr tief gewesen seyn; und wenn sie nur nicht so geneigt gewesen wären, überall etwas Wunderbares zu finden, und mit dem Zuwerfen fortgefahren hätten, so würde das Loch vielleicht bald darauf voll gewesen seyn.

Nun ists aber darüber zu spät geworden, von den Auguren noch zu sprechen. Ihr müßt euch also bis Morgen gedulden.

Die Augurs, fing am andern Tage Herr Gutmann an, werden euch vielleicht wieder etwas zu lachen geben. Aber ich wünschte, daß ihr, meine guten Kinder, statt den Aberglauben vieler Menschen zu belachen, vielmehr mit Dank es erkennen möchtet, daß ihr schon frühe zu einem so richtigen Gebrauche eurer Vernunft angeführt seyd, wobey man Manches thöricht finden muß, was Einfältige anstaunen und bewundern.

Die Wahrsagerkunst ist bey allen Völkern älterer Zeit in großen Ehren gewesen, und noch jetzt halten ungebildete Menschen viel darauf. Erscheinungen, die noch so unbedeutend sind, werden noch eben so gut, wie vormals, von Vielen für bedeutend gehalten. Ihr wißt, wie einfältige Leute sich noch so gern aus der Hand, aus dem Kaffee und andern Dingen weissagen lassen; ihr habt gehört, wie ängstlich solche Menschen das Heulen eines Hundes, das Geschrei einer Eule zu deuten wissen. Nun lächerlicher war wenigstens der Aberglaube der Römer nicht. — Die Augurs waren solche Wahrsager, und hatten mehrere Zeichen, woraus sie künftige Schicksale und Begebenheiten erkennen sollten. Sie musten auf Lufterscheinungen, vorzüglich auf Donner und Blitz, achten. Der Flug, das Geschrei und die Bewegungen gewisser Vögel wurde von ihnen beobachtet; ob sie von der Rechten zur Linken, oder von der Linken zur Rechten flogen. Die Erscheinung eines Adlers war ein glückliches Zeichen; Habichte, Geyer und Krähen waren Unglücksboten. Auch wurden auf öffentliche Kosten Hühner unterhalten. Wenn die Römer etwas Wichtiges vorhatten, so wurden sie zu Rathe gezogen; und wenn sie begierig fraßen, so war das ein gutes Zeichen, hatten sie aber keinen Appetit, so bedeutete das Unglück. Endlich gehört hier auch die Gewohnheit her, die Eingeweide der Opferthiere

welche man geschlachtet hatte, zu untersuchen; und da gab es mancherlei, was von guter oder böser Vorbedeutung war. Einer eigenen Classe von Priestern, die man Haruspices nannte, war dies Geschäft übertragen. — Mehreres ist euch von diesen abergläubigen Gebräuchen der Römer zu wissen nicht nöthig, und wir können daher nun in unserer Geschichte weiter fortfahren.

Ausser dem Curtius habe ich euch einen Decius genannt, der sich gleichfalls freiwillig fürs Vaterland aufopferte. Dieser und ein ebenfalls großer Römer, Manlius Torquatus, führten als Consuls einen Krieg mit den Lateinern. Decius commandirte den einen, Manlius den andern Flügel. Beide hatten mit einander verabredet, daß der, dessen Truppen zuerst zurückwichen, sich den unterirdischen Göttern opfern solle. Der Fall trat ein bey dem Heere des Decius, und sogleich schickte er sich an zum Opfertode fürs Vaterland. Nachdem er sich vom Priester hatte einsegnen lassen, bestieg er sein Pferd, und stürzte sich in den dichtesten Haufen der Feinde, wo er dann, nachdem diese sich von dem ersten Schrecken einer so unerwarteten Erscheinung erholt hatten, von vielen Pfeilen getroffen, zu Boden sank. Daß übrigens auf eine solche Aufopferung gewöhnlich der Sieg folgte, ist sehr natür-

lich: denn theils die Liebe der Soldaten zu einem so großmüthigen Feldherrn, theils der Glaube, daß die Götter nach einem solchen ihnen gefälligen Opfer sie unterstützen würden, erhöhete noch den Muth und die Tapferkeit der Armee.

In demselben Kriege gab der andere Consul Manlius einen Beweis von der strengen Kriegszucht. Die beiden Feldherrn hatten den Befehl gegeben, daß bey Lebensstrafe sich kein einzelner Soldat ausser Reihe und Glied mit dem Feinde einlassen solle. Der Sohn des Manlius war diesem Befehle ungehorsam; und da er sehr tapfer in dem Zweikampfe sich bewiesen hatte, so setzte zwar der Vater ihm einen Kranz zur Belohnung aufs Haupt, aber ließ gleich nachher das Gesetz der Enthauptung an ihm vollziehen. Ein ähnlicher Fall, wie der des Brutus, wo der Vater glaubte, daß die natürliche Liebe seiner Pflicht als Consul fürs Vaterland weichen müsse.

Unter den vielen Kriegen, welche die Römer in dieser Periode führten, ist der Krieg mit dem Pyrrhus, König von Epirus, vorzüglich zu bemerken, weil er die Eroberung des ganzen Unteritaliens zur Folge hatte. Die Stadt Tarent, eine Colonie der Griechen, war die Veranlassung dazu.

Leopold.

Ich habe nun so oft sprechen gehört von den Colonien der Engländer, und ich weiß doch noch nicht, was eine Colonie ist.

Gustav.

Wenn Menschen ihr Vaterland verlassen und sich in einem andern Lande niederlassen und anbauen, so nennt man diese Menschen Colonisten; und wenn die Zahl derselben größer ist, so heißt der Ort, wo sie sich anbauen, eine Colonie. Tarent nun war eine solche Colonie oder Pflanzstadt der Griechen. Du wirst nun verstehen, was es sagen will, daß die Engländer oder Franzosen oder Dänen Colonien in Amerika und Asien angelegt haben.

Die Tarentiner riefen, als die Römer ihr unartiges Betragen nicht länger dulden konnten, den Pyrrhus zu ihrer Hülfe nach Italien. Mit einem so geschickten Feldherrn hatten die Römer es noch nicht zu thun gehabt, und so brav sie sich auch hielten, so wurden sie doch in der ersten Schlacht von ihm geschlagen. Aber freilich trug zu diesem Unglück der neue ungewohnte Anblick der Elephanten viel bey. Ihr wißt, daß man ehemals diese Thiere im Kriege gebraucht hat.

Gustav.

O ja; man baute ja Thürme auf ihren Rücken, und setzte Soldaten hinein, jagte sie dann unter die Feinde, damit sie mit ihren Rüsseln zu Boden schlügen und mit ihren dicken Füßen zerträten, was ihnen in den Weg kam.

Vater.

Je mehr Pyrrhus indessen die Römer kennen lernte, desto mehr fühlte er Achtung für sie, und fand sich in den Vorstellungen, die er bisher von ihnen gehabt hatte, sehr getäuscht. Er wünschte daher auch nach dem über sie erfochtenen Siege nichts mehr, als Frieden und Freundschaftsbündniß mit ihnen zu schließen. Gesandte wurden von ihm nach Rom geschickt, und die Römer sandten von ihrer Seite auch wieder Abgeordnete zum Pyrrhus. Unter den Letztern befand sich Fabricius, ein äusserst rechtschaffener Mann, aber ohne Vermögen. Der König, der seine Armuth erfahren hatte, versuchte ihn auf seine Seite zu bringen, und bot ihm große Schätze an, wenn er die Römer zu einem Frieden nach seinen Wünschen überreden, oder in seine Dienste treten wolle. Aber dieser Versuch wollte ihm nicht glükken. Er wählte daher ein anderes Mittel. Bey der nächsten Unterredung mit Fabricius ließ er einen Elephanten hinter die Tapete stellen, vor welcher der Römer saß, und auf ein gegebenes Zei-

chen wurde die Tapete weggenommen, das Ungeheuer streckte seinen großen Rüssel über des Gesandten Kopf aus, und erhob dabey ein fürchterliches Geschrei. Fabricius aber wandte sich ruhig nach dem Thiere um, und sagte: eben so wenig als dein Gold mich reizt, schreckt mich dein Elephant. — Da nun die Römer auf keinen Frieden sich einlassen wollten, bevor Pyrrhus Italien wieder verlassen hätte, so kam es zu neuen Schlachten. Zu Anfange des erneuerten Streits schrieb der Arzt des Königs Pyrrhus an den Fabricius, der nun Consul geworden war, und erbot sich, seinen Herrn zu vergiften. Der schlechte Mensch meinte, daß eine solche That den Römern recht willkommen seyn werde: aber darin irrte er sich gewaltig. Fabricius schickte den Brief an den König, um ihn vor dem Bösewicht zu warnen. Da soll der König voll Bewunderung ausgerufen haben: wahrlich, eher verläßt die Sonne ihre Bahn, als Fabricius den Weg der Rechtschaffenheit. Aus Dankbarkeit für diese Rettung seines Lebens schickte er den Römern eine große Anzahl Gefangener zurück. Die Römer aber, die sich eine Handlung, welche sie für Pflicht hielten, nicht bezahlen lassen wollten, erwiederten dies Geschenk mit einer gleichen Zahl ihrer Kriegsgefangenen. Der Krieg wurde nun mit großer Tapferkeit fortgesetzt. Aber diesmal jagten die Elephanten

den Römern keine Furcht mehr ein, und sie gewannen den Sieg. Pyrrhus, der seine besten Truppen verlohren hatte, dachte jetzt nur darauf, mit guter Manier Italien zu verlassen, wollte als ein unruhiger Kopf anderswo sein Heil versuchen, starb aber nicht lange nachher. Nach der Besiegung des Pyrrhus wollten zwar die Samniter noch einen letzten Versuch gegen die Römer wagen; aber dieser endigte sich mit ihrer gänzlichen Unterwerfung unter Roms Herrschaft. Ein gleiches Schicksal hatte Tarent, und die Römer wurden nun Herren von ganz Unteritalien.

Diese Eroberung hatte die Römer in die Nachbarschaft eines berühmten und durch Handlung und Schifffahrt reich gewordenen Volks gebracht. Dies waren die Carthaginenser, welche eigentlich ihren Wohnsitz in Afrika hatten, aber ausserdem im mittelländischen Meere die Inseln Corsica und Sardinien, und einen großen Theil Siciliens besaßen. Sicilien gab die erste Veranlassung zu den Streitigkeiten der Römer mit den Carthaginensern, welche mit der Zeit zu einem wahren Kampfe auf Leben und Tod führten, und unter dem Namen der punischen Kriege so bekannt geworden sind. Der erste punische Krieg dauerte allein vier und zwanzig Jahre, und kostete beiden Nationen eine ungeheure Menge Menschen,

von denen einen Theil nebst ausserordentlichen Schätzen das Meer verschlang.

Aber in diesem Kriege zeigte es sich auch, was der unternehmende Geist eines Volkes, wie das römische damals war, vermag. Die Carthaginenser waren erfahrene Schiffer, unterhielten bedeutende Flotten, waren geübt in Seekriegen, und die Römer verstanden von allem dem wenig oder nichts; wenigstens hatten sie noch nie ein Kriegsschiff erbauet. Gleichwohl sahen sie es ein, daß sie ohne eine Seemacht nichts über jenes Volk vermögen würden. Der Zufall führte ihnen ein solches Kriegsschiff zu; und nun arbeiteten sie mit solchem Eifer an der Erbauung einer Flotte, daß sie nach nicht gar langer Zeit schon in Gefechte mit den Carthaginensern sich einlassen, ja zuletzt mehrere hundert Schiffe in See schicken konnten. Daß sie anfangs in den Gefechten nicht glücklich waren, ist sehr natürlich: ihre Schiffe waren, da es die ersten Versuche waren, von plumperer Bauart, konnten daher nicht so gut dirigirt werden, und sie selbst waren in allen nöthigen Handgriffen noch ungeübter. Bald aber erfanden sie eine Maschine mit Haken, womit sie ihre Schiffe an den feindlichen Schiffen anzuklammern versuchten, so, daß sie nun Mann gegen Mann, wie auf dem festen Lande, mit einander streiten konnten; und in solchem Streit scheuten die Römer bekanntlich keinen Menschen. Man nannte ein solches Aneinanderhaken und Be-

steigen des feindlichen Schiffs entern, welches auch noch heut zu Tage bisweilen versucht wird. Mit abwechselndem Glücke wurde dieser erste Krieg geführt. Jedoch nahmen die Römer es bald mit zahlreichen carthaginensischen Flotten auf, und schlugen sie mehrere Male. Dagegen litten sie zuweilen ausserordentlich durch Stürme. So kehrte einmal eine Flotte von mehreren hundert Schiffen mit so großer Beute, wie die Römer noch nie gemacht hatten nach Rom zurück; aber nur wenigen Schiffen gelang es das Land zu erreichen, und die Nachricht von dem unermeßlichen Verluste zu bringen. Ihr könnt denken, daß der Verlust an Menschen der Wichtigere gewesen sey, zumal da auf jedem Schiffe sich vier, fünf bis sechs hundert Menschen befanden. Welche schrecklichen Tage mußten das für Rom seyn, wenn so eine ganze Armee ihrer tapfern Söhne in den Wellen ihr Grab fand! Gleichwohl befand sich im folgenden Jahre schon wieder eine neue Flotte von ihnen in See. — Sicilien entrissen sie den Carthaginensen nach und nach ganz, und selbst nach Afrika setzten sie über, und verbreiteten Schrekken in dem reichen Carthago. Doch blieb ihnen hier das Glück nicht treu, und ihr Feldherr, der Consul Regulus, fiel in Gefangenschaft. Die Carthaginenser, welche nichts mehr wünschten, als einen billigen Frieden zu schließen, schickten diesen Regulus mit ihren Gesandten nach Rom, da-

mit er seine Mitbürger dazu überreden solle. Er muste vorher aber einen Eid leisten, daß, wenn ihm dies nicht gelingen sollte, er wieder in seine Gefangenschaft zurückkehren wolle. Regulus aber hielt es gegen seine Pflicht, den Römern irgend etwas zu rathen, was gegen ihren Vortheil oder ihren Ruhm wäre. Daher erklärte er, sobald er in Rom ankam, öffentlich in der Versammlung des Raths, die Römer müsten durchaus die Friedensvorschläge, wie die Carthaginenser sie ihnen machten, nicht annehmen. Er wisse, welches Schicksal ihn bey seiner Rückkehr in Carthago erwarte, aber das Beste seines Vaterlandes gelte ihm mehr, als sein eigenes Glück und seine Freiheit. Seine Familie und seine Freunde wollten es nicht zugeben, daß er wieder zurückkehre. Aber alle Bitten und Vorstellungen der Seinigen vermochten nichts gegen seine Gewissenhaftigkeit. Die Carthaginenser, welche weder diese noch seine Vaterlandsliebe zu schätzen wußten, bereiteten ihm bey seiner Ankunft schreckliche Martern. Die Berichte über die Art seines Todes sind ungleich. Nach einigen sollen ihn die Carthaginenser in eine Tonne gelegt haben, worin Nägel geschlagen waren, deren Spitzen alle einwärts gingen, und ihn so von einem Berge hinunter gerollt haben; nach andern ihm die Augenlieder abgeschnitten und dann in die Sonne gelegt haben, und was der Grausamkeiten mehr sind, wozu die menschliche

Bos-

Bosheit leider fähig ist. — Endlich kam es doch zum Frieden, der aber sehr zum Nachtheil der Carthaginenser war. Sie musten unter andern Sicilien den Römern ganz überlassen. Der wichtigste Feldherr der Carthaginenser in diesem Kriege, der auch den Frieden abschloß, war Hamilcar. Der Haß dieses Mannes gegen die Römer, von dieser Zeit an, war gränzenlos, und nach seinem Tode ging er über auf seinen Sohn Hannibal. Schon als Knabe muste dieser seinem Vater schwören, ein unversöhnlicher Feind der Römer seyn zu wollen. Es ließ sich auch schon damals erwarten, daß dieser Knabe als Mann früher oder später Gelegenheit genug finden werde, zu beweisen, daß es ihm, wie seinem Vater, mit dem Schwure Ernst gewesen sey. Die Carthaginenser konnten es nicht verschmerzen, durch die Römer so viel verlohren zu haben; und die Römer wurden mit ihrer zunehmenden Macht auch übermüthiger und reizten jene dadurch immer aufs neue. Es sollte Friede und Freundschaft zwischen beiden Nationen seyn, aber es herrschte nichts als Mißtrauen unter ihnen. Die Römer hätten es gern gesehen, wenn die Carthaginenser immer so schwach und ohnmächtig geblieben wären, wie sie am Ende des Krieges es waren; und diese arbeiteten dagegen mit großem Eifer an Erlangung neuer Kräfte.

Was sie an Sicilien verlohren hatten, das

suchte ihnen Hamilcar, und nach ihm Hannibal durch Eroberungen in Spanien zu ersetzen. Die großen Fortschritte, welche sie dort machten, erweckten die Eifersucht und Besorgniß der Römer, wiewohl auch sie nicht unthätig gewesen waren, sondern durch Siege über die Gallier in Oberitalien, und durch Eroberungen im jetzigen Dalmatien, damals Illyrien genannt, ihr Reich bedeutend vergrößert hatten. Es brach daher, zwanzig Jahre nach dem ersten, der zweite punische Krieg aus, welcher die Einwohner Roms mehr als einmal mit Furcht und Schrecken erfüllte. Die Römer wollten die Carthaginenser in Spanien angreifen. Hannibal aber wollte sie dort nicht erwarten, ließ nur einen Theil der Armee zurück, und trat seinen in der Geschichte so berühmt gewordenen Zug über die Alpen an, um die Römer in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Dies kühne Unternehmen bewies es den Römern schon, mit welchem gefährlichen Gegner sie es zu thun bekommen würden. Ihr wißt, daß das obere Italien von einer ungeheuren Kette von Bergen eingeschlossen ist, welche die Alpen heissen. Diese machen den Zugang zu Italien schon für einzelne Reisende sehr beschwerlich. Mit welchen gewaltigen Schwierigkeiten muste es aber verbunden seyn, eine große Armee mit allem Gepäck, mit Pferden und selbst mit Elephanten über diese bis in die Wolken reichenden Felsen zu füh-

ren, deren höchste Spitzen von ewigem Schnee und furchtbaren Eisfeldern bedeckt sind, wo die Füße immer in Gefahr sind auszugleiten, und wo ein Fehltritt in die unabsehbarsten Tiefen hineinstürzt, aus denen keine Rettung möglich ist. Denkt euch nun ferner, was dazu gehört, eine Armee von vielen tausend Menschen und mit allem Vieh auf dem Marsche zu unterhalten; und nun auf diesem Marsche, wo das Mitnehmen aller Lebensmittel so beschwerlich war, und gleichwohl die zu übersteigenden Gebirge wenig Vorrath versprachen. Nehmt hierzu, daß in den Gebirgen kleine Völkerschaften wohnen, welche ihnen den Uebergang streitig machen wollten, welche die Anhöhen besetzt hielten, in den engen Pässen, durch welche die Armee ziehen muste, große Felsenstücke von der Höhe auf sie herabrollen ließen, hier, wo hundert Mann Tausende aufhalten konnten; endlich daß diese Völkerschaften der Gegend vollkommen kundig waren, und grade hier, wo man sich leicht so versteigen kann, daß kein Ausweg wieder zu finden ist, die Carthaginenser auf Wegweiser sich verlassen musten, denen sie gar nicht recht trauen konnten. Nehmt dies alles zusammen, so habt ihr eine schwache Vorstellung von den Schwierigkeiten, die Hannibal zu besiegen hatte. Indessen schreckten diese seinen kühnen Geist nicht ab, und er wußte sie am Ende auch alle zu überwinden. Doch konnte es nicht

fehlen, daß nicht viele Menschen ihren Tod in den Gebirgen fanden, die theils in Abgründe stürzten, theils von Steinen erschlagen, oder sonst vom Feinde verwundet, theils von Kälte, Hunger und Strapazen aller Art entkräftet wurden. Vorzüglich groß war der Verlust an Pferden und Elephanten. Einmal, nachdem die Armee schon den größten Theil dieses gefährlichen Weges zurückgelegt hatte, stießen sie auf unübersteigliche Hindernisse. Es war unmöglich den Weg fortzusetzen, und doch von der andern Seite so schimpflich, wieder umzukehren, und alle bisherigen Mühseligkeiten vergebens ertragen zu haben. Da ließ Hannibal einen Felsen durchhauen, und schon nach zwei Tagen war dieses große Werk vollendet, daß die ganze Armee hindurch marschiren konnte. So konnte sie nun, ohne weitere Hindernisse, in die fruchtbareren Ebenen Italiens hinabsteigen, wo gallische Völkerschaften als Freunde, aber auch schon ein feindliches Heer sie erwartete. Die Römer wurden geschlagen, und Hannibal rückte immer weiter, bis ins mittlere Italien, vor. Hier wußte ihn zuerst der Dictator Fabius Maximus aufzuhalten. Dieser weise Feldherr suchte jede Hauptschlacht zu vermeiden, und nur auf jeden begangenen Fehler oder jede Nachlässigkeit seines mächtigen Gegners zu merken, um gelegentlich kleine Vortheile über ihn zu gewinnen. Er hat davon den Beinamen, der Zau-

derer, bekommen. Aber mit diesem Zaudern war sein Unterfeldherr nicht zufrieden, und selbst in Rom legte man sein kluges Verfahren so falsch aus, daß man den Unterfeldherrn dem Dictator mit gleicher Gewalt an die Seite setzte. Dieser machte auch bald Anstalt zu einer Schlacht, focht aber so unglücklich, daß er seine Rettung einzig dem Fabius verdankte, fühlte dabey sein ganzes Unrecht gegen denselben, und gab sein Commando auf. Beide Römer bewiesen sich hier als edle brave Männer, der Eine, indem er erfahrnes Unrecht vergaß, der Andere, daß er sich nicht schämte, sein Unrecht einzugestehen. — Beiläufig will ich euch hier noch ein Beispiel von der Geistesgegenwart des Hannibal erzählen, die einem General so sehr zu statten kommen kann. Er war mit seiner Armee einmal in eine so gefährliche Lage bey seinem Hin- und Herziehen gerathen, daß die Römer ihn schon als verlohren betrachteten. Von Bergen eingeschlossen, war ihm kein anderer Ausweg, als durch enge Pässe, welche die Römer, so wie die Anhöhen, besetzt hatten. Dazu waren ihm die Lebensmittel abgeschnitten. Da rettete ihn folgende List: Er sammelte zwei tausend Ochsen, ließ ihnen große Büschel von trokkenen Reisern an die Hörner binden, und dieselben bey Einbruch der Nacht anzünden. So wurden sie vor der Armee hergetrieben. Die durch das Feuer wild gewordenen Ochsen ver-

breiteten sich nach allen Seiten. Die Römer, welche nicht wußten, was sie von diesen Flammen denken sollten, erschreckt durch eine so neue Erscheinung, welche die Finsterniß der Nacht ihnen nur noch furchtbarer machte, verließen ihre Posten, begaben sich auf die Flucht, und verschafften dadurch der Armee Hannibals einen freien Ausgang. —

Bis jetzt waren also die Römer noch immer gegen Hannibal unglücklich gewesen, und nur durch Fabius Klugheit vor größerm Verluste bewahrt. Aber jetzt kam erst der eigentliche Augenblick des Schreckens für die Römer. Und dies verdankten sie dem Consul Varro, welcher der Begierde, die Carthaginenser zu besiegen, gar nicht länger widerstehen konnte, aber dabey ein unwissender und unvorsichtiger Feldherr war, der vielleicht nur auf die Stärke seines Heers sich verließ, welches dem Carthaginensischen an Mannschaft weit überlegen war. Nach der Erzählung der Geschichtschreiber, verlohren die Römer in der unglücklichen Schlacht, die er den Feinden lieferte, wenigstens funfzig tausend Mann. Die Nachricht dieser Niederlage, wie die Römer sie noch nie erlitten hatten, verursachte die größte Bestürzung in Rom; man glaubte Hannibal schon vor der Stadt zu sehen. Der Ausruf, Hannibal ist vor dem Thor, wurde nachher zum ordentlichen Sprichwort, ein großes Schrecken auszu

drücken. Die Schlacht selbst ist in der Geschichte von der Stadt, bey der sie vorfiel, unter dem Namen, Schlacht bey Cannä, bekannt.

Nun aber hatte Hannibals Glück auch die größte Höhe erreicht. Der Neid, dem selten ein großer Mann entgeht, verhinderte es in Carthago, daß ihm von dort aus die nöthige Unterstützung geschickt wurde; und so muste denn sein Heer immer mehr zusammenschmelzen. Dagegen wußten die Römer, bey denen alles Soldat war, stets neue Heere auf die Beine zu bringen.

Gleichwohl machte Hannibal ihnen noch mehrere Jahre hindurch viel zu schaffen. Mit abwechselndem Glücke wurde der Krieg in Italien fortgesetzt. Marcellus war am glücklichsten gegen diesen furchtbaren Gegner Roms, schlug ihn zu verschiedenen Malen, wurde indessen zuweilen auch wieder von ihm besiegt, und verlohr zuletzt sein Leben in diesem Kampfe. So viele Menschen die Römer auch immer aufs neue ins Feld zu stellen wußten, so kostete doch der Krieg so vielen Bürgern das Leben, daß einmal selbst die Sclaven mit in Dienst genommen wurden. Dies wird euch um so weniger Wunder nehmen, wenn ihr hört, daß sie zu gleicher Zeit auch in Spanien und auf Sicilien gegen die Carthaginenser kämpfen mußten. In Sicilien hatte unter andern Syracus, eine der reichsten Städte der damaligen Zeit,

ihre Parthei ergriffen, die vorher im Bunde mit Rom gewesen war. Die Römer belagerten diese Stadt von der Land- und Seeseite: aber ein einzelner Bürger der Stadt machte ihnen die Eroberung sehr schwer. Dieser Mann war Archimedes, der sich viel mit der Mathematik beschäftigt hatte. Er hatte Maschinen erfunden, womit er die Schiffe der Römer und ihre Werke auf dem Lande zerstörte, und ihnen sehr viel Menschen tödtete. Nach drei Jahren fiel die Stadt doch in ihre Hände und wurde den Soldaten zur Plünderung Preiß gegeben. Bey dieser Gelegenheit kam auch ein Soldat in die Wohnung des Archimedes, der so vertieft war in seinen Geschäften, daß er von der Einnahme und dem Getümmel in der Stadt noch gar nichts zu wissen schien, und grade auf der Erde im Sande mathematische Figuren zeichnete. Der Soldat verlangte, daß er mit ihm zu seinem Feldherrn gehen solle. Archimedes bat so lange nur zu warten, bis er mit seiner Demonstration fertig sey. Aber der rohe Soldat, der solche Demonstrationen für Possen hielt, erstach ihn mit seinem Degen.

In Spanien nahmen die Angelegenheiten der Carthaginenser eine noch üblere Wendung, und von dorther sollte den Römern ihre Befreiung von ihren gefährlichen Feinden kommen. Dem

jungen Scipio gelang es, nachdem schon mehrere desselben Namens vergebens dort gefochten hatten, den Carthaginensern ihre ganze Herrschaft in Spanien zu entreissen. Aber noch entscheidender neigte sich das Glück auf die Seite der Römer, als Scipio mit einer Armee in Afrika erschien, und Carthago selbst bedrohete. Hannibal, der Carthaginenser letzte Hoffnung, ward nun zurückgerufen. Ungern verließ er Italien, das er wahrscheinlich noch immer einmal zu erobern gehofft hatte. In Afrika standen nun die beiden großen Feldherrn einander gegenüber; es kam endlich zu einer Schlacht, und nach ausserordentlicher Anstrengung und den größten Beweisen von Tapferkeit muste der carthaginensische Held dem Römer unterliegen. Der Friede machte nun dem langen Blutvergießen ein Ende: aber die Friedensbedingungen waren sehr hart. Die Carthaginenser musten nicht allein den Römern Spanien und alle Inseln des mittelländischen Meers überlassen, sondern auch ihre ganze Flotte überliefern, der großen Summen nicht zu gedenken, die sie bezahlen musten. Mit unermeßlicher Beute zog Scipio nach Italien zurück, und im prächtigen Triumph in Rom ein. Als Ehrenzeichen wurde ihm der Name des Afrikaners beygelegt.

Mit dem Schlusse dieses zweiten punischen Krieges können wir denn auch unsere heutige

Stunde schließen. Nur ein paar Worte wollte ich euch noch von den römischen Kriegsschiffen sagen.

Gustav.

Ich habe schon einmal ein Kriegsschiff gesehen.

Vater.

Aber doch kein römisches.

Gustav.

Waren die denn anders?

Vater.

Ja wohl. Die ganze Art, Krieg zu führen, war ja damals von der unsrigen sehr verschieden.

Leopold.

Sie kannten damals noch kein Pulver, sondern ihre Waffen waren Pfeile, Spieße und Schilder.

Vater.

Eine Hauptsache also auf unsern jetzigen Kriegsschiffen sind die Kanonen, wovon die Römer keine Kenntniß hatten. Dagegen befand sich vorne an ihren Schiffen ein Balken; der mit einer ei-

fernen Spitze versehen war. Man nannte diese Schiffsschnabel, und bediente sich ihrer, um damit das feindliche Schiff zu durchbohren und zum Sinken zu bringen. Aber noch ein anderer Unterschied: Wodurch werden unsere Schiffe in Bewegung gesetzt?

Lotte.

O das weiß ich; sie haben Segel, und wenn der Wind in die Segel weht, so treibt er das Schiff fort.

Vater.

Die römischen Schiffe hatten auch wohl ein Segel: aber das war nur eine Nebensache. Die Hauptsache geschah durch Rudern. Die Zahl der Ruder war indessen sehr verschieden; einige Schiffe hatten zwei, andere drei, vier, fünf, oder noch mehrere Reihen von Ruderbänken über einander. Man nennt solche Ruderfahrzeuge Galeeren.

Leopold.

Aber ich meine doch noch jetzt von den Galeeren gehört zu haben.

Vater.

Man hat auch in einigen Ländern solche Fahrzeuge noch in neuern Zeiten gehabt, und brauchte

sie gleichsam als Gefängnisse für Missethäter, die man an die Ruderbänke anschloß. Dies war durch die dabey statt findende gewöhnlich grausame Behandlung eine sehr harte Strafe, welche aber in europäischen Ländern immer seltener wird. — Die Russen und Schweden bedienen sich in ihren Seekriegen mit einander noch der Galleeren, wozu sie die Beschaffenheit der dortigen Gewässer hauptsächlich nöthigt. Erinnert mich daran, daß ich euch Morgen bey der Geographie mehr davon sage.

Ich könnte euch nun bald nach Asien, bald nach Afrika, bald wieder zurück nach mehreren Gegenden von Europa führen, wenn wir die Römer auf allen ihren Feldzügen begleiten wollten. Theils dauerte es noch lange, ehe sie zum ruhigen Besitze der neuen Eroberungen in Spanien und Gallien gelangten, theils fanden sich immer neue Feinde zu bekämpfen, welche die Römer sich aber vielfältig durch eigene Schuld zugezogen hatten. Denn leider muß ich es hier schon euch sagen, daß es nicht mehr die alten Römer waren, welche von ihren unruhigen Nachbaren zur Ergreifung der Waffen genöthigt wurden, sondern daß von jetzt an mancher Krieg von ihrem Uebermuth, ihrer Herrschsucht, ihrer Begierde, allen Völkern

Gesetze vorzuschreiben, herrührte. Nur der Krieg, den sie in dieser Zeit mit dem König Philipp von Macedonien führten, kann hier nicht her gerechnet werden, weil sie ihn zur Vertheidigung der Griechen unternahmen. — Für ihre Sitten waren ihre großen Eroberungen auch keinesweges vortheilhaft gewesen. Ehemals waren sie mäßig und arbeitsam, offen und ehrlich, selbst gegen ihre Feinde; aber ihre Herrschbegierde machte sie falsch, unzuverlässig in ihren Zusagen; sie handelten gerecht oder ungerecht, je nachdem sie es für vortheilhaft und ihrer Macht zuträglich hielten. Die großen Reichthümer, welche sie aus den letzten Kriegen nach Rom gebracht hatten, machten sie verschwenderisch, üppig, weichlich. In Asien herrschte damals schon Prachtliebe und Schwelgerei in hohem Grade. Diese und alle Laster, welche ein üppiges, weichliches Leben mit sich führt, brachten die Römer aus ihren dortigen Kriegen mit nach Hause. Indessen war dies nur der Anfang ihrer Verschlimmerung; in der Folge wurde die Ausartung noch weit größer. Jetzt übten doch noch zuweilen die Sittenrichter strenge ihr Amt. Ein solcher Feind der neuen Ueppigkeit war unter Andern der Censor Cato der Aeltere. Schade, daß dieser Mann, der so viele gute Eigenschaften besaß, durch seinen Ehrgeiz und seine Eifersucht auf fremdes Verdienst, seinen Ruhm verdunkelte.

Er war es auch, der unaufhörlich die Römer zum neuen Kriege gegen die Carthaginenser reizte. — Wir wollen also hier in der römischen Geschichte bey dem dritten punischen Kriege fort- fahren.

In dem Zeitraum von funfzig Jahren, die zwischen dem zweiten und dritten punischen Kriege verflossen waren, hatten die Carthaginenser den Römern keine Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben, vielmehr, wenn denn auch nicht immer mit gutem Herzen, sich unterwürfig gezeigt. Da- hingegen hatten die Römer bey den Streitigkeiten der Carthaginenser mit ihrem Nachbar, dem Kö- nig Masinissa, der vormals die Römer gegen sie unterstützt hatte, sich als partheiische Schieds- richter gezeigt. Bey solcher Gelegenheit war auch Cato als römischer Abgesandter nach Carthago gekommen, und da er sahe, wie sehr sich diese Stadt seit dem Kriege wieder erholt hatte, so vermehrte dies noch seinen Groll, und er rieth immer stärker, dies Volk gänzlich zu unter- jochen. Als daher die Carthaginenser sich ohne Erlaubniß der Römer in einen wirklichen Krieg mit dem Masinissa eingelassen hatten, so wurde ihnen dies so übel genommen, daß Cato endlich sei- nen Wunsch erfüllt sahe. Masinissa und die Cartha- ginenser kämpften gegen einander mit ausserordentli- cher Tapferkeit, und der endliche Sieg des Erstern

würde wenig entschieden haben, wenn nicht eine schändliche Bosheit nachher das ganze Heer der Letztern vernichtet hätte. Statt Masinissa, wie er es verdient hätte, dafür zur Verantwortung zu ziehen, freuten die Römer sich vielmehr über diese Nachricht, und man eilte, die Schwäche der Carthaginenser, welche in jenem Kampfe funfzig tausend ihrer besten Krieger verlohren hatten, zu benutzen, und kündigte ihnen den Krieg an. Um das Unglück abzuwenden, schickten die bedrängten Carthaginenser Gesandte nach Rom, und erboten sich, der römischen Herrschaft sich ganz und gar zu unterwerfen. Die Römer schienen sehr erfreut über diese freiwillige Demüthigung, versprachen zur völligen Entscheidung der Sache Abgeordnete nach Afrika zu schicken, verlangten aber zum voraus drei hundert Geisseln von den Carthaginensern.

Gustav.

Geisseln? was will das Wort sagen?

Vater.

Geisseln nennt man diejenigen Personen, welche eine Macht an die andere ausliefert, zur Sicherheit, daß sie ihr Versprechen oder die Bedingungen, unter welchen der Friede geschlossen ist, erfüllen werde. Zu solchen Geisseln werden gewöhnlich angesehene Männer genommen. Nach

ausgemachter Sache werden sie wieder zurückgegeben.

Die Carthaginenser verstanden sich auch hiezu, und stellten die Geisseln. Aber wie erstaunten sie, als gleichwohl bald nachher eine große römische Armee in Afrika landete. Indessen was sollten sie bey ihrem Zustande der Schwäche machen? Sie schickten daher Gesandte ins römische Lager, um die Bedingungen, welche die Römer machen würden, zu vernehmen. Und nun hört, und erstaunt über den Uebermuth dieses Volks gegen die schon so sehr gedemüthigten Carthaginenser. Die erste Forderung ist, sagten die Consuls, daß ihr alle eure Waffen an uns abliefert. Vergebens stellten die erschrockenen Gesandten, die auf eine solche Forderung nicht gefaßt waren, vor, daß sie ja dadurch ausser Stand gesetzt würden, sich gegen jeden Angriff ihrer Nachbarn zu vertheidigen, und der Willkühr jedes Volks Preiß gegeben. Ihre Vorstellungen wurden mit kaltem Hohn zurückgewiesen. Mit bitterm Schmerz, so überlistet zu seyn, beluden also die Carthaginenser Wagen mit einer ausserordentlichen Menge Waffen aller Art, und fuhren sie ins römische Lager. Die Römer selbst erstaunten über den großen Vorrath. Nachdem dies große Opfer gebracht war, glaubten die Abgeordneten nun ruhiger die übrigen Bedingungen anhören zu können. Aber wer beschreibt ihren

ren Schmerz und ihr Entsetzen, als die Consuls nun erklärten, die zweite Forderung sey, daß die Carthaginenser ihre Stadt verlassen, und ihr großes prächtiges Carthago schleifen und dem Erdboden gleich machen sollten.

Lotte.

Nun den Gefallen werden die armen Leute den bösen Römern doch nicht gethan haben.

Leopold.

Was sollten sie aber machen, da man ihnen schon alles, um sich zu wehren, genommen hatte.

Vater.

Darin bestand eben die schändliche Hinterlist der Römer.

Gustav.

Vater, die machen es ja, wie die Engländer neulich mit den Dänen in Seeland.

Vater.

Da hast du ganz recht. Aber die Carthaginenser dachten auch wie die Dänen: lieber sterben, als gutwillig einer so schimpflichen Forderung Gehör geben. — Jammergeschrei von der einen und Wuth von der andern Seite herrschte in der

Stadt, als man die Nachricht durch die Gesandten erhielt. In halber Verzweifiung beschloß man, sich in der Stadt bis aufs Aeusserste zu vertheidigen; und auch hier zeigte sich, wozu die Verzweiflung noch fähig macht. Es ist rührend die Beschreibung zu lesen, mit welchem Eifer Jung und Alt, Männer und Weiber an der Verfertigung neuer Waffen Tag und Nacht arbeiteten. Alles Metall aus den Tempeln und aus den Häusern, Gold und Silber, weil das Eisen nicht zureichte, alles Hausgeräth wurde hergegeben. Die Weiber schnitten sich die Haare ab, um Stricke daraus zu verfertigen. Als die römische Armee daher vor der Stadt erschien, war sie nicht wenig erstaunt, Widerstand zu finden. Sie erfuhren es noch, was es heisse, eine Nation bis aufs Aeusserste bringen. Die Eroberung kostete ihnen noch unglaublich viel Menschen. Erst im vierten Jahre konnten sie ihre Absicht erreichen. Einem zweiten Scipio war die Beendigung vorbehalten, und ohne seine Geschicklichkeit wäre der Ausgang vielleicht nicht so gewesen. Scipio konnte bey dem Jammer und den vielen Schreckensscenen in dieser sonst so blühenden Stadt sich der Thränen nicht enthalten. Nach geschehener Vorfrage in Rom, bekam er nochmal den bestimmten Befehl, keinen Stein auf dem andern zu lassen. Was wird einmal das Schicksal meiner Vaterstadt seyn, dachte er, als er diese prächtige Haupt-

stadt in Asche liegen sah. Alle Städte übrigens, die es mit Carthago gehalten hatten, traf dasselbe Schicksal. Unermeßliche Schätze, ausser denen, womit die Soldaten sich schon bereichert hatten, nahm man mit nach Rom; und Scipio genoß die Ehre des Triumphs.

Die Zerstörung erfolgte ungefähr hundert und funfzig Jahre vor Christi Geburt.

Die Aehnlichkeit des Schicksals führt mich hier natürlich auf das schöne und reiche Corinth in Griechenland, welches um dieselbe Zeit von den Römern gänzlich zerstört wurde. Griechenland war die erste Nation der Erde in Künsten und Wissenschaften gewesen. Herrliche Werke der Bildhauer, der Baukunst und der Malerei wurden bey dieser Gelegenheit ein Raub der Flammen. Doch führten die Römer auch viele solcher Kunstwerke mit sich nach Rom. Die Bekanntschaft mit den schönen Künsten war der vorzüglichste Gewinn, den sie von der Bekanntschaft mit den Griechen hatten. Ganz Griechenland wurde nun eine römische Provinz, und seit der Zeit wanderten viele Kunstschätze der griechischen Städte nach Rom.

Nicht genug, daß die Römer immer in Kriege mit fremden Völkern verwickelt waren, auch in-

nere Unruhen entstanden um diese Zeit in Rom. Es ist schon traurig genug, wenn ein Volk gegen das Andere auszieht, um zu versuchen, wer die Kunst, einander zu schlachten, besser verstehe; aber es ist noch weit schrecklicher, wenn Mitbürger gegen Mitbürger das Schwerdt ziehen. Ihr werdet euch noch erinnern, daß schon in früherer Zeit Streitigkeiten zwischen den Reichen und Armen in Rom entstanden waren; indeß waren diese Streitigkeiten damals nicht so blutig geworden. Der Zuwachs an Ländereien und an Vermögen aller Art war bey den vielen Eroberungen der Römer groß. Ein älteres Gesetz hatte zwar festgesetzt, daß kein Römer mehr als eine gewisse Anzahl von Ländereien besitzen solle. Allein dieses Gesetz war immer mehr in Vergessenheit gekommen; und der Uebermuth der Reichen mochte wohl sehr zugenommen haben. Da trat ein gewisser Gracchus aus edler Familie als großer Freund des Volks auf, und verlangte, daß jenes Gesetz wieder in Ausübung gebracht werde. Es war nicht sein Wille das Volk zu bewaffnen, um seine Absicht zu erreichen; indeß veranlaßte doch die Heftigkeit der Partheien Auftritte, die damals noch neu waren, die aber nachher in Rom leider auf schreckliche Weise erneuert wurden. Das erste Bürgerblut floß, und Gracchus selbst verlohr sein Leben in diesen Unruhen. Sein Bruder, der nach ihm des Volks sich auf gleiche Weise annahm,

hatte ein ähnliches Schicksal. Mehrere Tausende vom Volk wurden ein Opfer der Rache des Senats, der damals keine Mäßigung kannte, und noch nicht zufrieden mit diesem Blutbade, ließ der damalige Consul noch mehrere Freunde der Gracchen grausam hinrichten. Es war ein Glück für Rom, daß die Gracchen keine schlechten Menschen waren; es würden ihnen sonst genug Mittel zu Gebote gestanden haben, das Volk zum allgemeinen Aufstande zu bringen. — Als Muster ehrwürdiger und verständiger Frauen könnt ihr euch hier noch den Namen der Cornelia, Mutter der Gracchen, merken. —

Leopold.

Ich wollte doch, daß das Volk sich besser vertheidigt hätte.

Vater.

Und warum das? nicht wahr, weil dein gutes Herz Mitleid mit den Armen und Unterdrückten fühlt? weil du die Ungerechtigkeiten hassest, welche Menschen sich gegen einander erlauben? Aber hast du auch bedacht, welche schreckliche Folgen es hat, wenn das Volk seiner rechtmäßigen Obrigkeit den Gehorsam aufkündigt, Jeder sich die Freiheit nimmt, sich selbst Recht zu schaffen, Jeder sich das Recht anmaßt, den andern nach Belieben zu züchtigen? Wo es so weit kommt,

da ist keiner mehr seines Lebens einen Augenblick sicher, da kann man sich des Abends nicht ruhig zum Schlafe niederlegen, da weißt du nicht, ob du nicht Morgen schon um alles das Deinige gebracht bist, und was für neues Unglück dir jeder neue Tag verkündigen wird.

Leopold.

So weit wollte ich auch nicht, Vater, daß es kommen sollte: ich wünschte nur, daß das Volk sich verschaffen sollte, was ihm von Rechtswegen zukömmt.

Vater.

Das kann ich mir wohl denken. Aber, mein Sohn, kannst du die Menge, wenn sie einmal in Aufruhr ist, verhindern, daß sie nicht weiter geht, als du es wolltest? kannst du erwarten, daß Menschen im Zorn nur thun werden, was recht ist? meinst du nicht, daß alle die Schlechten unter ihnen die Gelegenheit benutzen werden, ihre Bosheit dreister auszuüben? Es ist sehr traurig, wenn eine Obrigkeit, die Recht und Gerechtigkeit handhaben soll, selbst sich alle Ungerechtigkeit erlaubt, daß der Unterthan, statt sie zu lieben, über sie seufzen muß. Aber lieber doch eine ungerechte Obrigkeit, als ein Zustand, wo keine Obrigkeit und gar kein Gesetz mehr gilt,

und wo man statt Eines bösen Herrn deren Tausend hat.

Grade in derselben Zeit, als in Rom die Bürger gegen einander das Schwerdt zogen, bekam man die Nachricht von einem sehr gefährlichen Aufstande in Sicilien. Dieses fruchtbare, von der Natur so sehr begünstigte Land, welches die Kornkammer von Rom genannt werden konnte, hatte einen Theil seiner Bewohner so bereichert, daß einzelne Häuser zum Theil mehrere hundert Sclaven hielten. Diese Sclaven wurden von ihren Herren mit solcher Härte und Grausamkeit behandelt, daß sie endlich in einer Stadt sich empörten. Die Empörung wurde bald allgemein in Sicilien, so daß über hundert tausend zu den Waffen griffen, und man kann denken, welche schreckliche Mißhandlungen solche Menschen, welche Jahrelang ihren Haß und ihre Wuth im Herzen hatten unterdrücken müssen, sich gegen ihre bisherigen Peiniger werden erlaubt haben. Leider musten aber tausend unschuldige Einwohner mit in dieser Schreckenszeit unglücklich werden. Einer der Sclaven, Namens Eunus, hatte sich zum König aufgeworfen, und führte einen fürstlichen Hofstaat. Anfangs hatten die Römer die Unruhen wenig geachtet; als sie aber zu einer so furchtbaren Höhe stiegen, da schickten sie eine Armee hin. Gleichwohl vergingen doch noch einige

Jahre, ehe sie die Sclaven ganz zu besiegen vermochten.

Daß die Reichthümer übrigens die Römer sehr verderbt hatten, und daß Männer, wie Fabricius, seltener bey ihnen geworden waren, zeigte sich sehr auffallend bey Gelegenheit der Ungerechtigkeiten und Mordthaten, welche ein gewisser König Jugurtha in Afrika beging, und worüber so viele Klagen in Rom geführt wurden. Durch nichts als Bestechungen wußte dieser Mann sich zu erhalten, und Römer aus allen Classen trieben ihre Geldgier damals so weit, daß Jugurtha selbst zuletzt ausrief: O der feilen Stadt! sie würde sich selbst verkaufen, wenn sie nur einen Käufer finden könnte, der reich genug wäre, sie zu kaufen. Er trieb seine Sachen aber doch zuletzt so arg, daß es zum Kriege kam, der sich mit seiner Gefangennehmung endigte. Der Sieger führte ihn bey seinem Triumphe, mit Ketten belastet, vor seinem Wagen her.

In diesem Kriege entspann sich zuerst die Feindschaft des Marius und Sylla, die dem römischen Staate so viel Blut gekostet hat. Marius war ein Mann von niederer Herkunft, von rauhem Charakter und furchtbarem Ansehen; recht abgehärtet zu den Strapazen des Krieges, und

mit der schlechtesten Kost des gemeinen Soldaten zufrieden. Als Consul führte er den Krieg gegen Jugurtha. Sylla war ein Patricier, hatte ein sehr lustiges und weichliches Leben geführt, änderte aber diese Lebensart, als er unter Marius in Afrika diente, und hatte großen Antheil an der glücklichen Beendigung jenes Krieges.

Während dieser Zeit beunruhigten zwei bisher wenig bekannte Völkerschaften die Gränzen des römischen Reichs. Die Cimbern und Teutonen, welche in dem nördlichen Deutschland und dem jetzigen Jütland gewohnt hatten, wollten sich einen neuen Wohnsitz suchen, und hatten sich mit Frauen und Kindern nach Italien gewandt. Ihr müßt wissen, daß dies ganz rohe und ungebildete Nationen waren, die nicht so viele Bedürfnisse hatten als wir, die wenig Hausgeräth kannten, also auch leichter einen solchen Zug unternehmen konnten, weil sie überall durch Rauben und Plündern leicht so viel finden konnten, als sie zu ihrem Lebensunterhalt gebrauchten. Jetzt würde wohl eine solche Wanderung eines ganzen Volks viele Schwierigkeiten haben, und der bey weitem größere Theil würde sicher unterweges liegen bleiben. Den Gegenden, wo solche Völker durchzogen, erging es aber auch nicht besser, als wenn ein Schwarm Heuschrecken sich daselbst niedergelassen, und Alles verheert hätten. — Die Cimbern und Teutonen waren schon in einigen

Gefechten gegen die Römer glücklich gewesen. Nun wurde Marius gegen sie abgeschickt, und dieser brachte ihnen eine fürchterliche Niederlage bey. Nur ihre Menge machte sie den Römern furchtbar, übrigens konnten sie diesen geübten Kriegern nicht widerstehen. Man konnte den Kampf nicht eine Schlacht, sondern vielmehr ein Schlachten nennen. Es ist schrecklich zu sagen, daß einige hundert tausend Menschen dabey ihren Tod fanden. Die Weiber dieser Völker, welche bey der Bagage geblieben waren, zeigten sich so wüthend dabey, daß sie ihren fliehenden Männern mit Feuerbränden, Beilen, und was sie nur habhaft werden konnten, entgegen stürzten, um sie aufzuhalten und wieder ins Gefecht hinein zu jagen. Als endlich alles verlohren war, brachten sie ihre Kinder und sich selbst unter einander ums Leben. Wiewohl auch zu diesem großen Siege Sylla viel beygetragen hatte, so genoß doch Marius in Rom als Oberfeldherr allein die Ehre des Sieges; und der Groll Beider gegen einander nahm zu.

Marius verband sich mit den schlechtesten Menschen, die an der Spitze des Pöbels viele Gewaltthätigkeiten in Rom verübten, und suchte die Gunst des Volks, um seine Ehrsucht zu befriedigen. Bey Gelegenheit eines Kriegs mit dem König Mithridates in Asien brach die Feind-

schaft des Sylla und Marius öffentlich aus. Marius hatte sich wieder den Oberbefehl in diesem Kriege zu verschaffen gewußt. Sylla aber wollte die Armee, mit der er vor kurzem erst dem Staate wichtige Dienste geleistet, nicht an ihn abgeben; vielmehr zog er mit der Armee gegen Rom, drang mit Gewalt ein, und setzte einen Preiß auf den Kopf des entflohenen Marius und aller seiner Anhänger. Marius irrte nun als verlassener Flüchtling, dem Niemand einen Zufluchtsort zu geben wagte, in den unbewohntesten Gegenden umher, und wurde zuletzt von Reutern des Sylla in einem Sumpfe, worin er sich bis an den Hals versteckt hatte, entdeckt und herausgezogen. Die Reuter brachten ihn, nackend wie er war, mit einem Stricke um den Hals nach einer benachbarten Stadt. Hier aber erhielt er wieder die Freiheit, und entkam auf einem Schiffe nach Afrika. Unterdessen hatte ein gewisser Cinna neue Unruhen in Rom erregt, wurde aber nach großem Blutvergiessen aus Rom verjagt. Er brachte ein mächtiges Heer auf die Beine, rief Marius aus Afrika zurück, und diese zogen nun vereint gegen die Stadt. Der Rath mußte die Stadt übergeben, und alle angesehene Männer, die es nicht mit ihnen gehalten hatten, mußten ihre Rache schwer fühlen. Der größte Theil der Senatoren wurde ermordet. Insbesondere zeigte sich Marius, der sich eine Wache aus freigelassenen Scla-

ven, bloß zum Morden, errichtet hatte, als ein blutgieriger Unmensch.

Sylla, der in dieser Zeit den Krieg gegen den Mithridates in Asien geführt hatte, beschloß, als er die Nachricht von den traurigen Schicksalen seiner Freunde und Anhänger erhielt, seine Armee nach Rom zurück zu führen. Aber weder der alte Marius noch Cinna erlebten seine Ankunft. Jener starb an den Folgen zu starken Genusses hitziger Getränke, wodurch der elende Mensch die Vorwürfe seines Gewissens über seine schändlichen Thaten zu vertreiben versucht hatte; dieser wurde von seinen Soldaten umgebracht. Indessen wurde ihre Stelle durch andere ihres Gleichen ersetzt, welche in der Eile große Kriegsheere gegen Sylla auf die Beine brachten. Es wurden viele blutige Schlachten von Römern gegen Römer geliefert. Das Glück war endlich dem Sylla günstig, und er zog als Sieger in das unglückliche Rom ein; unglücklich, weil es schon so viel gelitten hatte, unglücklich, weil nun das Morden und Hinrichten aufs neue anging. So wurden auf einmal sechs tausend der Gegner des Sylla in dem Circus eingesperrt, und nachher von seinen Soldaten niedergestoßen. Täglich erschienen neue Verzeichnisse von solchen, deren Tod beschlossen war, und mehrere Tausende wurden auf diese Weise noch das Opfer der blutgierigen Rachsucht des Sylla. Denkt

einmal, lieben Kinder, was das für eine schreckliche Zeit für das arme Rom mag gewesen seyn.

Solches schreckliche Unheil können die Leidenschaften der Menschen anrichten. Denn die Begierde, es einander zuvor zu thun an Ehre, oder an Gewalt, oder an Reichthum, war es doch was die Menschen zu diesen Verirrungen brachte. Die Schätze, welche sie sich erworben hatten, mußten dann wieder dazu dienen, ihnen Anhang zu verschaffen. Sie gaben zuweilen dem Volke Feste, wobey an zehntausend Tischen gespeist wurde. Und wären es noch diese Einzelnen gewesen, welche sich solche Tyrannei über ihre Mitbürger erlaubt hätten: aber das Schrecklichste waren die vielen Gehülfen derselben, welche unter ihrem Schutze mißhandelten und mordeten; alle die Bösewichter, welche sich an sie anschlossen, um die Gelegenheit zu benutzen, Andere, welchen sie nicht gut waren, bey Seite zu bringen; alle die falschen Angeber und Verläumder, welche Unschuldige, denen in solcher Verwirrung keine Zeit gelassen wurde, sich zu vertheidigen, ins Verderben stürzten. O, meine guten Kinder, fühlt ihr nun das Glück, in einem Lande des Friedens, unter einer weisen und gerechten Regierung zu wohnen? Wie viele Tausende haben nicht so ruhig, wie wir hier, des Morgens bey einander

sitzen, und ihr Frühstück verzehren, oder des Abends so unbesorgt sich zum Schlaf niederlegen können! Murret daher doch ja nicht gleich, wenn euch einmal eine kleine Freude verdorben wird, seyd nicht gleich verzagt, wenn ein kleines Uebel euch zustößt, sondern erkennt mit Dankbarkeit euren großen Vorzug vor unzähligen Andern, die auch wohl verdient hätten, Freude zu haben in der Welt.

Lotte.

Weißt du noch, Vater, wie verdrießlich ich letzt den ganzen Tag war, weil wir ausfahren sollten, und ein Gewitter kam, daß nichts daraus werden konnte?

Vater.

Freilich erinnere ich mich dessen noch. Und wer war Schuld an deiner Verdrießlichkeit?

Lotte.

Der liebe Gott. —

Vater.

Das Gewitter schickte er wohl: aber den Verdruß machtest du dir selbst, weil du in deiner kindischen Einfalt dir in den Kopf gesetzt hattest, das Wetter müsse gut bleiben, weil du ausfahren wolltest.

Gustav.

Aber zuweilen ist es doch auch Gott, der ein Unglück kommen läßt, zum Beispiel die große Ueberschwemmung im vorigen Frühjahre, die so viele Menschen zu Grunde richtete.

Vater.

Das leugne ich nicht: aber die Uebel, welche Gottes Hand schickt, haben doch etwas Beruhigendes, was die Unglücklichen, die unter Marius und Sylla zitterten, nicht empfanden. Weißt du das wohl aufzufinden, Leopold?

Leopold.

Vom lieben Gott kann ich immer denken, daß er etwas Gutes dabey im Sinne habe.

Vater.

Richtig; und die römischen Tyrannen dachten nur an sich selbst.

Leopold.

Wird es denn nun nicht bald anders in Rom?

Vater.

Anders wohl, aber besser eben noch nicht. Es waren in den Kriegen und Ermordungen freilich manche schlechte Menschen mit umgekommen;

aber es blieben der Bösen und Ehrsüchtigen noch genug nach.

Lotte.

Die armen Römer!

Sylla machte sich nun, da er wenig Widerspruch zu besorgen hatte, zum beständigen Dictator, welche unumschränkte Gewalt, wie ihr wißt, sonst nur auf sechs Monate war ertheilt worden. Die Römer sehnten sich auch so sehr nach Ruhe, daß sie sich lieber den Verlust der Freiheit gefallen lassen wollten, als neuen Unruhen sich aussetzen. Man kann auch nicht sagen, daß er seine große Gewalt sehr gemißbraucht habe, vielmehr machte er mehrere gute Anordnungen. Sehr überraschend war es, als er nach zwei Jahren die Dictatur aus freien Stücken wieder niederlegte, und den Römern ihre Freiheit zurückgab. — In Italien hatten für diesmal die bürgerlichen Kriege ihr Ende erreicht; aber in den auswärtigen Provinzen wurde der Kampf der Partheien noch eine geraume Zeit fortgesetzt. Dagegen beschäftigte die Römer ein Krieg mit ihren Sclaven in Italien, und ein anderer mit den Seeräubern, die sich so vermehrt hatten, daß alle Meere unsicher waren. —

Ich

Ich will hier zugleich der Unruhen erwähnen, welche ein äusserst böser Mensch, Namens Catilina, erregte. Dieser hatte schon bey den vorigen schrecklichen Mordscenen wichtige Dienste geleistet, und die Mordlust schien ihn so ergriffen zu haben, daß er, da kein Anderer ihm Gelegenheit dazu verschaffte, sich selbst an die Spitze einer Verschwörung zu stellen beschloß. Schon seit längerer Zeit hatte er die verworfensten Menschen aus allen Ständen an sich gezogen; und die Zahl derselben war jetzt in Rom nicht klein. Alle, welche ihr Vermögen durchgebracht hatten, wünschten neue bürgerliche Unruhen, um sich wieder zu bereichern. Catilinas Plan ging dahin, die Consuls zu ermorden, die Stadt an allen Ecken in Brand zu stecken, in dieser Verwirrung in Rom mit einer Armee einzudringen, alle die niederzumachen, die ihm im Wege waren, und so sich die höchste Gewalt zu verschaffen. Allein Rom hatte damals einen sehr wachsamen und thätigen Consul an dem berühmten Redner Cicero. Dieser entdeckte die Verschwörung, hielt bey dieser Gelegenheit die kräftigen Reden im Senat, die wir noch besitzen, und bewog dadurch den Catilina, der selbst Senator war, Rom zu verlassen. Durch seine klugen Anstalten und seinen unermüdeten Eifer, die Gefahr von der Stadt abzuwenden, worin Catilina einen großen Anhang hatte, brachte er es dahin, daß in Rom selbst

kein anderes Blut vergossen wurde, als das der Häupter der Verschwörung. Es wurde eine Armee gegen Catilina abgeschickt, der in der darauf erfolgten Schlacht das Ziel seines schändlichen Lebens fand. Cicero erhielt bey dieser Gelegenheit den ehrenvollen Namen, Vater des Vaterlandes.

Rom hatte in jener Zeit mehrere Männer unter seinen Bürgern, die zwar nicht solche Bösewichter als Catilina, aber doch sehr geneigt waren, so wie Sylla die Obergewalt im Staate an sich zu reissen. Da war zuerst Pompejus, der schon unter Sylla gedient, und in mehreren Kriegen sich sehr ausgezeichnet hatte; ferner Crassus, der mit unersättlicher Geldgierde sich große Reichthümer zusammengescharrt hatte; Julius Cäsar, der Jüngste unter ihnen, der aber bald der Bedeutendste von Allen wurde. Waren diese dem Staate gefährlich durch ihren Ehrgeiz, so wurden es Andere durch ihre Sittenlosigkeit, oder ihre Ueppigkeit und durch das böse Beispiel eines bis zum höchsten Grade verweichlichten Lebens. Lucullus, im Besitze ungeheurer Reichthümer, übertraf Alle an Pracht und Verschwendung, und schwerlich wird ein Fürst unserer Zeit es ihm gleich thun. Es wird euch hoffentlich sehr gleichgültig seyn zu hören, daß er für ein einzelnes Gericht tausend Thaler wegzuwerfen im

Stande war, oder ihr werdet bedauern, daß so vieles Geld nicht besser und nützlicher angewandt sey: aber das wird euch nicht so gleichgültig seyn, daß der Mann den glücklichen Einfall hatte, den Kirschbaum von Asien nach Europa zu verpflanzen.

Lotte.

Nun da hat er gar nicht übel daran gethan. Gabs denn vorher gar keine Kirschen hier?

Vater.

Nach Deutschland kamen sie noch weit später erst, als nach Italien. Ueberhaupt must du wissen, daß unser meistes Obst, so wie unser Getraide erst aus fremden Ländern zu uns gebracht und hier angepflanzt ist.

Pompejus und Crassus waren von jeher schon Nebenbuhler und auf einander eifersüchtig gewesen. Glücklicherweise aber war diese Eifersucht noch nicht in öffentlichen Streit übergegangen. Cäsar wußte nicht recht, zu wessen Parthei er sich schlagen sollte, um größere Gewalt zu erlangen. Daher versuchte er es, sie Beide mit einander zu versöhnen, und schlug ihnen vor, sich mit ihm zu verbinden. Die Vereinigung dieser drei Männer, um den Staat nach

ihrem Gefallen beherrschen zu können, wird das Triumvirat genannt. Ein Mann, der sich den gewaltthätigen Versuchen, die Freiheit seines Vaterlandes zu unterdrücken, bis ans Ende seines Lebens widersetzte, war Cato der Jüngere, ein Mann von strengen Sitten und Grundsätzen, und großer Feind der neuen römischen Ueppigkeit. Aber wie wenig vermochte die Stimme solcher Einzelnen. Die größten Verdienste wurden von dem undankbaren Volke bald vergessen, oder konnten die redlichsten Freunde des Vaterlandes nicht mehr vor Verfolgung schützen, zumal seitdem die Römer ihre Stimmen im Gericht für Geld verkauften. So wurde Cicero, den man als den Retter der Stadt betrachtete, gleichwohl des Landes verwiesen. Doch war diese Verbannung nicht von langer Dauer. —

Freundschaft hatte unter den drei Verbundenen nie statt gefunden, vielmehr herrschte unter ihnen beständig geheimes Mißtrauen. Unter Menschen, wie diese waren, kann das auch nicht anders seyn. Ein Jeder beurtheilt den Andern nach sich selbst, die Empfindungen des Andern nach seinen eigenen, und hält den Andern fähig zu allem, wozu er sich selbst fähig und geneigt fühlt. Ohnedies werden zwei herrschsüchtige Menschen nie lange ihren Weg friedlich neben einander gehen. Crassus riß der Tod bald aus dieser Verbindung. Pompejus

und Cäsar suchten nun immer mehr ihre Parthei zu verstärken; Cäsar verschaffte sich größern Anhang unter dem Volke, Pompejus unter den Patriciern und Rathsherren. Pompejus war in Rom geblieben, und arbeitete daselbst für seinen Vortheil; Cäsar dagegen schickte von den großen Schätzen, die er im Kriege erwarb, bedeutende Summen nach Rom, und vermehrte so die Zahl seiner Anhänger. Er hatte in diesen Jahren sein großes Feldherrntalent recht entwickelt, hatte nach und nach alle Völkerschaften Galliens diesseits und jenseits der Alpen besiegt, war selbst über den Rhein in Deutschland eingedrungen, und hatte zweimal einen siegreichen Zug übers Meer nach Britannien gemacht. Die Geschichte seiner Feldzüge hat er selbst niedergeschrieben; und noch in unsern Zeiten hat mancher große General diese Bücher mit Nutzen gelesen. — Es kam endlich zum öffentlichen Bruch zwischen den beiden Häuptern des römischen Reichs, und Cäsar eilte mit seinen sieggewohnten Truppen nach Italien. Pompejus, der nicht so geschwind eine hinreichende Armee ihm entgegen stellen konnte, retirirte sich nach Asien, und brachte alle dortigen Bundesgenossen der Römer auf seine Seite. Cäsar zog ihm nach, konnte anfangs indes, da sein Heer weit schwächer war, nichts ausrichten, mußte sich vielmehr nach einem verlohrnen Treffen zurückziehen. Endlich aber kam es zu einer entschei-

denden Schlacht, die mit gänzlicher Niederlage des Pompejus endigte. Und hier zeigte sich nun die Unbeständigkeit des Glücks und die Nichtigkeit irdischer Größe. Pompejus, der Große genannt, dem der größere Theil der Senatoren nach Asien gefolgt war, der vor kurzem an der Spitze eines mächtigen Heeres stand, in dessen Zelte die Könige und Fürsten des Morgenlandes sich hochachtungsvoll einfanden, muste nun in Begleitung weniger Freunde von Ort zu Ort flüchten, und auf der See, ungewiß wohin er sich wenden solle, bald hier bald dorthin kreuzen. Als er endlich sich an den König von Aegypten wandte, um dort Hülfe zu suchen, wurde er, im Begriff ans Ufer zu steigen, verrätherisch ermordet. Da man Cäsar den Kopf seines Feindes brachte, wandte er mit Abscheu sein Gesicht ab, und konnte sich der Thränen nicht enthalten, als habe er in dem Schicksal seines Feindes sein eigenes künftiges Schicksal schon geahnet. Ueberhaupt muß man ihm das Zeugniß geben, daß sein Betragen von dem des Sylla himmelweit unterschieden war; er zeigte sich nicht als übermüthiger Sieger, nicht als rachsüchtiger Feind, sondern freundlich und gütig gegen Alle, welche die Waffen gegen ihn geführt hatten, und die nun der Sieg ihm unterwarf. Sollte es daher einmal das Schicksal Roms seyn, alle Gewalt in den Händen eines einzigen Machthabers zu sehen, so konnte es sich noch Glück

wünschen, in die Hände Cäsars gefallen zu seyn. — Inzwischen hatten alle, die aus jener Schlacht sich gerettet hatten, nach Afrika sich gewandt. Auch Cato führte eine Anzahl Truppen dorthin, nebst vielen aus Italien flüchtenden Anhängern des Pompejus. Diese in Verbindung mit den dort befindlichen römischen Truppen und afrikanischen Bundesgenossen nöthigten Cäsar wieder ins Feld zu ziehen. Als er auch hier endlich den Sieg erfochten und sich Alles unterworfen hatte, wollte Cato die Freiheit seines Vaterlandes nicht überleben, und tödtete sich selbst mit seinem Schwerdte. Nach seinen Begriffen hielt er es für erlaubt, sich selbst das Leben zu nehmen, wenn die Hoffnung doch verlohren sey, seinem Vaterlande zu nützen. Aber darin täuschte er sich grade selbst, daß er mit seinem Leben nicht mehr nützen zu können glaubte. Kann das überhaupt Niemand sagen, ob sich dazu nicht noch einmal Gelegenheit finden werde, wie viel weniger konnte das Cato, ein Mann, der durch seine bekannte Rechtschaffenheit in solchem Ansehen stand, und dabey so viel Muth und Vaterlandsliebe besaß. —

Ehe Cäsar aber zur ruhigern Ausübung seiner Herrschaft gelangen konnte, muste er noch einen dritten Feldzug nach Spanien unternehmen, wo die Söhne des Pompejus noch einen letzten Versuch gegen ihn machen wollten. Dieser Krieg

hätte sehr unglücklich für ihn ausfallen können; aber sein gutes Glück half ihm zuletzt auch hier überwinden.

Wiewohl Cäsar klug genug war, sich nicht, wie seine Freunde es wünschten, als König ausrufen zu lassen, so hörte doch Rom von dieser Zeit an schon auf, eine Republik zu seyn. Alles beeiferte sich dem Cäsar zu schmeicheln. Und das ist grade das Unglück solcher Männer, daß sie gar nicht wissen können, wie viele es aufrichtig mit ihnen meinen, und sich daher in denen, die sie für ihre Freunde halten, so leicht irren können. Um ihres Vortheils willen oder aus Furcht beugen sich Tausende vor ihnen, die, wenn sie ihre Gewalt verlieren sollten, eben so bereit seyn würden, ihnen undankbar den Rücken zuzuwenden. Cäsar hatte ohnedies unter den eifrigen Republikanern noch viele geheime Feinde, die ihm den Umsturz der römischen Freiheit nicht verzeihen konnten. Es entstand daher eine Verschwörung von sechzig Senatoren wider sein Leben, an deren Spitze sich Brutus und Cassius befanden, und es wurde beschlossen, ihn in der Rathsversammlung an einem bestimmten Tage zu ermorden. Fast wäre im letzten Augenblick vor der Ausführung das Ganze entdeckt worden, indem Jemand auf dem Wege dahin einen Zettel ihm in die Hand steckte, worauf man ihn mit der

drohenden Gefahr bekannt machte, den er aber verhindert wurde zu lesen. Als er in dem Versammlungszimmer seinen Platz eingenommen hatte, drangen die Verschwornen mit ihren Dolchen auf ihn ein. Der Unglückliche wehrte sich mit vielem Muth. Als er aber auch den Brutus, einen Menschen, dem er viel Gutes erwiesen hatte und den er persönlich liebte, unter den Verschwornen erblickte, da ließ er die Hand sinken, womit er sich vertheidigte, und rief schmerzhaft aus: auch du, mein Brutus? Sein Gesicht mit den Händen bedeckend, gab er sich nun seinen Mördern Preiß und sank bald von vielen Wunden blutend zu Boden.

Leopold.

Hätte er doch nur den Brief noch gelesen, so wäre doch den bösen Menschen die That nicht gelungen, und sie würden ihre verdiente Strafe erhalten haben.

Vater.

War auch Cäsar nicht rechtmäßig zu seiner grossen Gewalt gelangt, so war doch allerdings das Mittel, welches die Verschwornen wählten, um sie ihm zu nehmen, sehr böse, zumal da seine Ermordung neues bürgerliches Elend nach sich ziehen muste. Was die Bestrafung aber anbetrifft, so

blieb auch diese nicht aus. Gesetzt indes, Cäsar hätte den Zettel gelesen, und sich gerettet, glaubt ihr denn nicht, daß er nachher doch nie ein glückliches Leben würde geführt haben? Was ist das für ein trauriges Leben, wenn man immer glauben muß, von Dolchen umgeben zu seyn, und selbst seinen Freunden nicht trauen darf. Furcht und Mißtrauen macht dann gewöhnlich solche Menschen zu grausamen Tyrannen. — Man muß übrigens dem Brutus das Zeugniß geben, daß er bey der That keine andere Absicht hatte, als sein Vaterland von einem Tyrannen — denn das war Cäsar in seinen Augen — zu befreien.

Das Volk war über die Ermordung sehr aufgebracht, und der ehrsüchtige damalige Consul Antonius suchte die Unzufriedenheit der Römer zu seinem Vortheil zu benutzen. Er erklärte sich in seinen Reden ans Volk öffentlich gegen die Mörder. Im Grunde aber hatte er, so wie ein Anderer, Namens Lepidus keine andere Absicht, als sich der höchsten Gewalt zu bemächtigen. Zu gleicher Zeit bekam Octavius, den Cäsar an Kindesstatt angenommen hatte, und der auch daher den Namen von ihm in der Folge führte, die Nachricht von den Begebenheiten in Rom, und eilte nach Italien, um gleichfalls unter dem Vorwande, Cäsars Tod zu rächen, doch eigent-

lich nur Cäsars Nachfolger zu werden. Diese Männer, die sich also Einer dem Andern in ihren Planen hinderlich waren, geriethen bald mit einander in Streit, und es dauerte nicht lange, so standen wieder Römer gegen Römer im Felde. Die Besorgniß aber, daß der Rath, der es eigentlich mit der Parthei der Mörder hielt, die Absicht habe, sie Einen durch den Andern aufzureiben, bewirkte eine Aussöhnung unter ihnen. Und so entstand in Rom das zweite Triumvirat, nehmlich des Octavius, Antonius und Lepidus. Jetzt mochten wohl Viele im Stillen die Zeiten Cäsars zurück wünschen: denn wahrlich es wurde wieder böse Zeit für Rom. Die drei Gewaltigen rückten nicht umsonst in die Stadt mit einer Armee ein, sondern waren nun ernstlich darauf bedacht, sich alle ihre Feinde vom Halse zu schaffen; die Todesurtheile, die Hinrichtungen, die Landesverweisungen nahmen ärger, als je, wieder ihren Anfang; alle die Güter der Getödteten und Verwiesenen wurden eingezogen. Aber dies reichte noch nicht zu, um die Armeen zu bezahlen; die Schatzkammer wurde ausgeleert und Geld auf allerhand Weise herbeygeschafft. Aber ein Umstand, der von nun an großes Elend im römischen Staate verursachte, war der Uebermuth der Soldaten, die es recht gut einsahen, daß sie die Stütze der Triumvirn wären, also leider unentbehrliche Leute. Um sie bey guter Laune zu

erhalten, hatte man das unglückliche Mittel erwählt, ihnen nach Beendigung eines Feldzugs die Ertheilung von Ländereien zu versprechen. Nun denkt euch einmal, lieben Kinder, was das allein für Elend und Jammer verursachen mußte, wenn so höchst ungerechter Weise viele tausend Bürger aus ihren Besitzungen verjagt wurden, um sie den Soldaten zu überlassen; wenn der Soldat, vielleicht noch nicht zufrieden mit dem, was er erhalten hatte, das Land oder Haus des Nachbars auch noch an sich riß. Was halfen da Klagen, wo Gewalt, und nicht Gerechtigkeit regierte. Auch war es ihnen jetzt gar nicht mehr so anstößig, wenn sie gegen ihre eigenen Landsleute das Schwerdt ziehen musten. Das bessere Gefühl muste bey diesen Menschen verlohren gehen, da man sie nicht allein zum Morden im Felde, sondern auch als Scharfrichter zu den zahllosen Hinrichtungen gebrauchte. — Auch Cicero stand auf der Liste der Verurtheilten. Er hatte sich, da er sein Schicksal als Feind des Antonius leicht denken konnte, vorher aus Rom entfernt, und wollte sich übers Meer flüchten. Da er aber auf dem Schiffe krank wurde, ließ er sich wieder ans Land setzen. Bey der Annäherung der gegen ihn ausgeschickten Reuter wollten seine Sclaven ihn retten und trugen ihn in einer Sänfte fort. Aber zu spät; die Reuter holten ihn ein, und Cicero, der sonst sich mehr furchtsam als beherzt gezeigt

hatte, steckte jetzt ganz geduldig seinen Kopf zur Sänfte hinaus, und ließ ihn sich abhauen. Und wollt ihr ein Beispiel haben, wie verderbt die Römer damals waren, so hört, daß der, welcher sich das Geschäft der Ermordung Ciceros ausgebeten hatte, ein Mensch war, den Jener ehemals im Gericht vertheidigt hatte. Ja man schien recht des Gefühls der Römer spotten zu wollen, als man den Kopf und die Hände dieses großen Redners grade an demselben Orte in der Stadt aufsteckte, wo er durch seine Beredsamkeit so manches Bürgers Leben gerettet, und selbst den Untergang Roms einmal abgewandt hatte.

Die drei Triumvirs hatten sich unterdessen in die römischen Provinzen getheilt, bis auf diejenigen noch, wohin sich ihre Gegner und die Häupter der Verschwornen geflüchtet hatten. Diese waren also noch zu besiegen. Brutus und Cassius hatten zwei Heere gegen sie zusammengebracht, und es kam zum Kriege, worin zuletzt Beide sich das Leben nahmen, um nicht ihren Gegnern in die Hände zu fallen. Von Allen, die sich ihnen mit bewaffneter Hand entgegen stellten, machte Sextus Pompejus, ein Sohn des vorigen Triumvirs, der Sicilien inne hatte, und durch seine beträchtliche Flotte Rom alle Zufuhr abschneiden konnte, ihnen am meisten zu

schaffen. Doch will ich mich bey Erzählung aller dieser einzelnen Unruhen und Kriege nicht aufhalten. Kurz er wurde zuletzt auch besiegt, Lepidus, der immer nicht viel zu bedeuten gehabt hatte, aus der Verbindung ganz verdrängt, und Antonius und Octavius machten eine neue Eintheilung des Reichs unter sich. —

Antonius, der nach Asien gegangen war, machte dort die unglückliche Bekanntschaft der Königin Cleopatra in Aegypten, die den Grund zu seinem Verderben legte. Diese listige Frau wußte ihn so in sich verliebt zu machen, daß aus dem stolzen Manne ein demüthiger Sclave derselben, und aus dem tapfern General ein Weichling wurde. Er überließ sich allen Ausschweifungen und verschwendete ungeheure Summen. Diese beiden Menschen, ich meine die Cleopatra und Antonius, wetteiferten recht, wie sie es einander an Aufwand zuvorthun könnten. Als empörendes Beispiel ihrer Verschwendung erzählt man unter Andern, daß Cleopatra bey Gelegenheit des allerprächtigsten Gastmahls, welches Antonius gab, statt es zu bewundern, darüber gespöttelt habe. Antonius, den dieser Spott verdroß, schlug ihr eine große Wette vor, daß sie es nicht kostbarer geben könne. Cleopatra nahm die Wette

an. Am Schluß ihres Gastgebots, welches dem Seinigen bey weitem nicht gleich kam, ließ sie sich eine Schale mit scharfem Essig geben, warf eine ihrer kostbarsten Perlen, dreißig tausend Thaler an Werth, hinein; und als der Essig sie aufgelößt hatte, trank sie ihn aus. Sie gewann die Wette. Nicht wahr, Kinder, ihr verlangt von diesem abscheulichen Uebermuth nicht mehr Beispiele zu hören, und werdet es beklagen, daß zwei solche Menschen ohne allen Nutzen, und ohne wahre Freude für sich selbst, Summen wegwarfen, wodurch Millionen Menschen hätten glücklich gemacht werden können. Aber solche Geschöpfe haben in ihren elenden Belustigungen gar nicht Zeit, an das Glück Anderer zu denken. — Antonius trieb es endlich so weit, daß die Nachrichten davon große Unzufriedenheit in Rom erregen mußten; er verschenkte ganze Provinzen, verstieß seine würdige Gemahlin in Rom, erklärte in seinem Testament den Sohn der Cleopatra zum Erben des römischen Reichs, und vergaß in seinen Sitten und Gebräuchen ganz ein Römer zu seyn. Daß Octavius diese Unzufriedenheit zu unterhalten oder zu vermehren suchte, läßt sich denken. Antonius wurde endlich seiner Regentschaft für verlustig erklärt, und der Krieg brach aus. Dieser wurde von Seiten des Antonius so nachlässig geführt, daß viele seiner Anhänger, zumal da sie den Uebermuth der Cleopatra nicht ertragen

konnten, ihn verließen. Antonius beschloß nun es zu einer entscheidenden Seeschlacht kommen zu lassen. Die Macht war von beiden Seiten gleich; der Sieg lange zweifelhaft. Aber mitten in der Schlacht entfloh Cleopatra, die ihn überall begleitet hatte, auf ihrem Schiffe. Antonius, dieser von elender Leidenschaft geblendete Held, vergaß die Schlacht, seine Pflicht, seine Ehre, und eilte der Fliehenden nach. Nach einiger Zeit neigte sich der Sieg auf Octavius Seite. Die Landtruppen des Antonius, die noch immer gehofft hatten, daß ihr Feldherr auf irgend einer Seite wieder zum Vorschein kommen werde, ergaben sich, als sie sich getäuscht und schändlich verlassen sahen, gleichfalls an Octavius. Dies ist die merkwürdige Schlacht bey Actium, welche das ganze Reich in die Hände eines Einzigen brachte. — Octavius setzte nun seinen Zug nach Aegypten fort. Antonius brachte sich auf die falsche Nachricht von dem Tode der Cleopatra selbst ums Leben. Cleopatra fiel dem Sieger in die Hände, der sie mit sich nach Rom zu nehmen gedachte, um seinen Triumph zu verschönern. Aber dieser Gedanke war ihr so unerträglich, daß sie, ungeachtet aller Vorsicht, die Octavius dagegen anwandte, sich tödtete; man glaubt durch den Biß einer Natter, die sie sich zu verschaffen wußte. — Octavius fand hier Silber im Ueberfluß, alle seine Soldaten zu bezahlen, und brachte ausserdem noch unermeß-

meßliche Schätze nach Rom. So wie er von der einen Seite sich gegen die Besiegten gnädig bezeigte, so suchte er auch von der andern durch sein verändertes sanftes Betragen den Senat und das Volk zu gewinnen. Er stellte sich nun, als sey er gewilligt seine Gewalt niederzulegen; ließ sich aber doch erbitten, sie ferner zu behalten. — Zwei Männer, welche die Gunst des Octavius vorzüglich besaßen, waren Agrippa und Mäcen. Der Erste verdiente ganz den Vorzug, den Octavius ihm gab: denn ihm verdankte er seine wichtigsten Siege nicht nur, sondern er muste auch in ihm seinen redlichsten und uneigennützigsten Freund erkennen. Der Andere war ein freigebiger Beschützer der Gelehrten und Beförderer der Wissenschaften: daher man auch noch einen vornehmen Mann, der für die Aufnahme von Künsten und Wissenschaften Sorge trägt, und Künstler und Gelehrte unterstützt, einen Mäcen zu nennen pflegt.

Da nun Friede im ganzen römischen Reiche war, so wurde der Tempel des Janus geschlossen. Dies war in einem Zeitraum von mehr als sieben hundert Jahren erst das dritte Mal.

Und so stehen wir denn an einem neuen Abschnitte der römischen Geschichte. Zugleich stehen

wir aber auch vor einer neuen allgemeinen Weltperiode. Um diese Zeit nemlich wurde im jüdischen Lande, welches auch die römische Oberherrschaft anerkannte, der große Verkündiger einer neuen beglückenden Religionslehre, Jesus Christus, gebohren. Mit ihm fängt eine neue Zeitrechnung an. Zählte man sonst die Jahre von Erschaffung der Welt, oder, wie die Römer, von Erbauung Roms, so zählen wir sie nun von der Geburt Christi. Alle Begebenheiten der Welt, die sich vor seiner Zeit zutrugen, rechnet man zur alten, und alle nachher erfolgten zur neuen Geschichte.

Leopold.

Willst du nicht, ehe wir aufhören, uns noch eins erklären, lieber Vater? Du sagtest letzt, man hätte die Geschichtsbücher von Julius Cäsar und die Reden des Cicero noch, und wenn wir erst etwas mehr Latein verständen, so wolltest du sie mit uns lesen. Und dann sagtest du wieder ein anderes Mal, von der Kunst, Bücher zu drucken, habe man in alten Zeiten nichts verstanden.

Gustav.

Nun wenn sie nicht drucken konnten, so konnten sie doch schreiben.

Vater.

Es ist mir lieb, daß ihr mich daran erinnert; und noch lieber ist es mir, wenn ihr mir Gelegenheit gebt, zu bemerken, daß ihr wißbegierig seyd. Die Römer wußten nichts von der Buchdruckerkunst; sie kannten auch unser Papier nicht, aber sie schrieben doch. Sie bedienten sich der Blätter eines Schilfrohrs, das am Nil in Aegypten wächst, und Papyrus genannt wurde, wovon nachher auch der Name unsers Papiers entstanden ist. Sie befestigten diese nach einiger Zubereitung an einem runden Stabe, und rollten sie auf. Solche Papierrollen hat man noch jetzt beym Nachgraben unter der Erde gefunden, da, wo die unglückliche Stadt Herkulanum ehemals verschüttet wurde. — Auch waren bey ihnen Wachstafeln in Gebrauch, worauf die Buchstaben mit einem spitzigen Griffel eingegraben wurden. — Das Pergamen war gleichfalls schon frühe bekannt. Ob die Erzählung wahr ist, daß Ptolemäus die Ausfuhr des ägyptischen Papiers verboten habe, und ein König von Pergamus die Bereitung der Thierhäute zum Schreiben erfunden, woher der Name Pergamen entstanden sey, ist nicht ausgemacht. — Späterhin verfertigte man Papier aus Baumwolle; da aber dies sehr theuer war, so erfand man zuletzt die Bereitung unsers jetzigen Papiers aus Lumpen. — Mit Dinte schrieben die Römer auch, die aber nicht wie die Unsrige

aus Vitriol und Galläpfeln verfertigt wurde. — Hätten die Römer und Griechen schon die Kunst verstanden, Bücher zu drucken, so würden wir wohl noch mehr Schriften ihrer großen Männer besitzen. Ueberhaupt haben wir durch die Buchdruckerkunst einen sehr großen Vorzug erhalten. Nur reiche Leute konnten vormals ein Buch sich anschaffen, weil ein abgeschriebenes Buch wohl hundertmal so viel kostete, als ein gedrucktes. — Nun genug für heute: wenn wir mal des Abends Zeit haben, sollt ihr euch unter einander verhören, wer das Meiste von den Römern behalten hat.

Jetzt wird sichs fragen, ob Rom unter den Kaisern euch besser gefallen wird, als Rom unter seinen Consuln.

Lotte.

O gewiß; da werden die Leute sich doch nicht so unter einander umbringen können.

Vater.

Wenn sie nur immer unter die Herrschaft guter Kaiser gerathen — doch ich will nichts voraus verrathen.

Octavius hatte, wie ich schon letzt bemerkt habe, von Cäsar den Namen angenommen, und allen seinen Nachfolgern wurde in der Folge dieser Name beigelegt, woraus unser deutsches Wort Kaiser gemacht ist. Ausserdem ertheilte man ihm den Namen Augustus, unter welchem er am bekanntesten geworden ist, so daß sein voller Name nun Cäsar Octavianus Augustus war. — Die Römer hatten eben nicht Ursache mit seiner Erhebung zur höchsten Gewalt unzufrieden zu seyn. Sein Betragen als Triumvir versprach ihnen eben nicht viel Gutes. Aber seit der Zeit, daß er keinen Nebenbuhler mehr in der Herrschaft hatte, änderte sich sein Verhalten sehr vortheilhaft. Züge von Grausamkeit, wie vormals sein Character verrieth, können wir gottlob aus seiner Regierung nicht anführen, obgleich er von Natur etwas zum Zorn geneigt war; vielmehr machte er sich durch Güte und Gelindigkeit bey seinen Unterthanen beliebt. Er hob weder den Senat noch das Amt der Consuls und der übrigen obrigkeitlichen Personen auf. Nur wurde freilich ihre Macht beschränkt, und alles stand unter seiner Oberleitung. Er erschien selbst oft vor Gericht, um einen Angeklagten zu vertheidigen, und nahm es selbst nicht übel, wenn man ihm widersprach, welches sonst Männer von solcher Gewalt sich nicht gern gefallen lassen. Einst hatte ein Soldat, der angeklagt war, die Dreistigkeit,

ihn um die Gefälligkeit zu bitten, seine Verthei-
digung vor Gericht zu führen. Ich will dir ei-
nen Advocaten schicken, sagte der Kaiser. Ey
was, antwortete der Soldat, habe ich dir
denn in der Schlacht bey Actium
durch einen Stellvertreter gedient?
Und der Kaiser erfüllte den Wunsch des Sol-
daten. Als er zu einer andern Zeit einmal Ge-
richt hielt, und seine ungewöhnlich harten Ur-
theile verriethen, daß er verdrießlich und übel
gestimmt sey, warf ihm sein Günstling, weil er
durchs Gedränge nicht zu ihm kommen konnte,
einen Zettel zu, worauf die Worte standen:
steig herab von deinem Richterstuhl,
du Scharfrichter! August verließ darauf
wirklich das Gericht. Heil dem Lande, dessen
Fürst gute Erinnerungen annimmt und befolgt:
aber auch Heil dem Lande, wo die Lieblinge des
Monarchen so guten Gebrauch von ihrem Einflusse
machen! Wie wenig es ihm darum zu thun war,
nur gefürchtet zu werden, verrathen die Worte,
welche er zu einem Soldaten sagte, der zitternd
ihm eine Bittschrift überreichte: Du thust ja,
als wenn du vor einem Elephanten
ständest. — Der Versammlung des Senats
zeigte er mehr Achtung, als mancher Volkstribun
zur Zeit der Republik. Wenn er zum Beispiel
Einen aus seiner Familie zu irgend einer Würde
empfahl, pflegte er die bescheidenen Worte, wenn

sie anders der Ehre werth sind, hinzuzusetzen. Er hätte seine Absichten oft durch bloße Machtsprüche eben so gut erreichen können; aber er wollte den Römern den Verlust ihrer Freiheit so wenig als möglich fühlbar machen. Gleichwohl entstanden doch zuweilen Verschwörungen gegen ihn. Unter andern hatte sich ein gewisser Cinna, der vormals gegen ihn die Waffen geführt hatte, aber von ihm begnadigt worden war, in eine solche Verschwörung eingelassen. Der Kaiser schenkte ihm zum zweitenmal das Leben, ja machte ihn nachher sogar zum Consul. Durch dieses gütige Betragen verschaffte er sich in Cinna nicht nur einen neuen eifrigen Freund, sondern befestigte auch dadurch seine Macht überhaupt mehr, als er durch Hinrichtungen und harte Bestrafungen es würde gethan haben. — Er wird uns auch als ein guter und zärlicher Familienvater beschrieben. Doch erlebte er nicht an allen den Seinigen Freude. Seine Tochter Julia sahe er sich sogar genöthigt wegen ihrer schlechten Lebensart aus Rom zu verweisen. — So viel von Augusts rühmlichem Betragen. Daß er auch seine großen Fehler daneben hatte, wollen wir nicht leugnen, und die Schriftsteller seiner Zeit mögen ihm wohl bisweilen zu sehr geschmeichelt haben. Zwei der größten römischen Dichter wurden vorzüglich von ihm geehrt, Horaz und Virgil; aber ein Dritter, Namens Ovid, zog seine Un-

gnade sich zu, und wurde aus Rom verbannt. Die Klagegesänge, die er deshalb schrieb, werden noch jetzt mit Vergnügen gelesen. —

Nun auch Einiges von den Kriegen unter seiner Regierung. Die Eroberung des ganzen Spaniens wurde endlich unter ihm, aber freilich nach dem hartnäckigsten Widerstande der noch übrig gebliebenen freien Völkerschaften, vollendet. — Ausserdem fiengen die Deutschen wieder an, die Gränzen des römischen Reichs zu beunruhigen, und diese Nationen, welche Germanien damals bewohnten, wurden von den Römern als Feinde, die mit der Kriegskunst zu wenig bekannt waren, anfangs gering geschätzt, bis sie sich ihnen furchtbarer machten. Drusus, dem Stiefsohn des Augusts, gelang es, zu verschiedenen Malen bedeutende Siege über sie zu erfechten. Auch sein Bruder Tiberius und sein Sohn Germanicus waren glücklich gegen diese Deutschen. Die römischen Eroberungen in Germanien erstreckten sich ungefähr von dem jetzigen Schwaben längst dem Rhein hinauf bis an die Weser und Elbe. Aber diese Eroberungen waren sehr unsicher. Die Deutschen waren eigentlich nicht besiegt, sondern nur zurückgedrängt, und das Vordringen war für die Römer wegen der großen Waldungen und wegen des Mangels an Lebensmitteln für die Armee sehr schwierig. Wie

sehr sie Ursache hatten, gegen dieses die Freiheit liebende Volk auf ihrer Hut zu seyn, das lehrte das traurige Schicksal des Varus. August hatte diesen Feldherrn mit einer Armee zur Behauptung der gemachten Eroberungen in Deutschland zurückgelassen. Ein deutscher Befehlshaber, Namens Herrmann oder Arminius, überredete den leichtgläubigen Varus, sich mit seiner Armee den Wohnsitzen seiner Landsleute mehr zu nähern, weil die Deutschen alsdann mit den römischen Sitten bekannter werden, und die Oberherrschaft der Römer williger anerkennen würden. Der unvorsichtige Feldherr, dem die Ehre, dieses Volk zu Römern zu machen, schmeichelte, folgte dem Rath. Aber er gerieth bey dieser Gelegenheit in eine Falle, die Herrmann ihm listiger Weise gestellt hatte. Der Wege unkundig führte er seine Armee durch einen großen gebirgigten Wald. Auf einmal sahe er sich von allen Seiten angegriffen, und da die Römer hier keinen Gebrauch von ihrer Kriegskunst machen konnten, so wurden sie von den Deutschen größtentheils niedergehauen. Varus selbst und viele Andere stürzten sich aus Verzweiflung in ihr eigenes Schwerdt. Fast noch nie hatten die Römer eine solche vollständige Niederlage erlitten, man möchte denn den einen Sieg des Hannibal ausnehmen. Eine ihrer schönsten Armeen war gänzlich aufgerieben. Der Kaiser überließ sich der tiefsten Trauer, und mehrmals hörte man

ihn ausrufen: Varus, gieb mir meine Legionen wieder! Gleich stark wurde Herrmann von den Römern verwünscht, und von den Deutschen gepriesen.

Gustav.

Diesmal thuts mir gar nicht leid, daß die Römer so angeführt wurden: was hatten sie auch in Deutschland zu thun; sie besaßen ja ohnedies schon Länder genug.

Vater.

Du bist ja wohl ein rechter deutscher Patriot, daß du dich für deine alten Vorfahren so interessirst?

Leopold.

Ja, Vater, das thue ich auch; und ich wünschte, du erzähltest uns etwas von den alten Vorfahren.

Vater.

Mit der Geschichte der Deutschen müßt ihr euch noch ein wenig gedulden. Indessen einiges kann ich euch doch hier gelegentlich von ihnen sagen. Die Deutschen waren große und starke Leute, und die Beschreibungen, welche die Gallier den Römern unter Julius Cäsar von ihnen machten, waren so furchtbar, daß es Mühe kostete, sie zuerst

gegen sie ins Feld zu bringen. Ihre Beschäftigungen waren Krieg und Jagd. Von eigentlicher Kriegskunst verstanden sie nichts, sondern alles kam bey ihnen auf persönliche Tapferkeit an. Ihre Weiber folgten ihnen mit ihren Kindern in den Krieg, und unterließen nicht, sie zur tapfern Gegenwehr zu ermuntern. Sie lebten von der Viehzucht und der Jagd. Ackerbau liebten sie gar nicht, und baueten daher auch nur Getraide zur höchsten Nothdurft. Arbeitsam waren sie überhaupt nicht, sondern wenn sie keinen Krieg hatten, und ihre Jagd vollendet war, so lagen sie die übrige Zeit des Tages ruhig auf ihren Bärenfellen ausgestreckt; die andern Geschäfte überließen sie größtentheils den Weibern. Daher pflegt man auch einen Müßiggänger einen Bärenhäuter zu nennen. Städte hatten sie nicht, auch nicht einmal eigentliche Dorfschaften, sondern sie wohnten in einzelnen Hütten, zum Theil auch in Höhlen. Die Römer legten in Deutschland die ersten Städte an zu ihrem Schutz und zur Behauptung ihrer Eroberungen. So verdanken Mainz, Trier, Cölln, Augsburg, Strasburg und andere ihnen ihren ersten Ursprung. Das Land selbst war voll ungeheurer Waldungen, und der kleinste Theil angebauet. Was man vorzüglich an ihnen rühmt, war ihre Ehrlichkeit und Treue; daher auch August schon sich eine Leibwache von Deutschen hielt. Aber von Künsten und

Wissenschaften verstanden sie nichts; sie konnten auch weder lesen noch schreiben. — Nun wie gefallen euch eure alten Vorfahren?

Lotte.

Ein bischen einfältig waren die Herren Vorfahren doch nur.

Leopold.

Aber sie waren doch ehrliche Leute; und wenn eins von beiden seyn soll, ists doch besser ehrlich zu seyn, als viel zu wissen.

Vater.

Da hast du freilich recht, wenn man zwischen diesem beiden nur zu wählen hat. Aber ihr werdet auch zugeben, daß man nicht nothwendig unwissend seyn müsse, um ein rechtschaffener Mensch zu seyn; sondern je mehr wir unsern Verstand ausbilden, desto besser sollten wir auch einsehen, was unsere Pflicht sey, was uns Ehre oder Schande bringe, und wie man in der Welt am meisten nützen könne.

Leopold.

Aber ist es nicht wahr, Vater, daß oft sehr kluge Leute sehr schlecht sind?

Vater.

Leider ist das wahr; aber man kann und soll Beides zusammen seyn, klug und ehrlich, wie Christus das seinen Schülern empfiehlt: seyd klug wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben. — Nun zurück zu unsern Römern. — Unter Augustus wurde Rom sehr verschönert, wozu hauptsächlich Agrippa vieles beytrug. Dieser erbauete unter andern das prächtige Pantheon, einen Tempel, in dem die Statüen aller Gottheiten aufgestellt waren. Dies Gebäude ist noch jetzt vorhanden, aber in eine christliche Kirche umgeschaffen. — Nicht lange vor seinem Tode nahm August den Tiberius zum Gehülfen in der Regierung an. — Zum Schluß mögt ihr euch noch merken, daß, wie von Julius Cäsar der Monat Julius, so von diesem Kaiser der Augustmonat seinen Namen erhalten hat.

Es ist aber wohl der Mühe werth, daß ihr die Charte einmal zur Hand nehmt, um die ausserordentliche Größe, zu der das römische Reich jetzt angewachsen war, zu übersehen. In Europa gehörten dazu alle Länder, die jetzt Italien, die Schweiz, Frankreich, Spanien, Portugal, die Niederlande, England, Ungarn und die Türkey ausmachen, nebst einem Theile Deutschlands, und allen Inseln des mittelländischen Meers. In Asien und Afrika erkannten alle Länder längst der

Küste am mittelländischen Meer, die jetzt zur asiatischen Türkey, Aegypten und der Barbarey gerechnet werden, bis an die Meerenge von Gibraltar die Oberherrschaft der Römer.

Tiberius, Stiefsohn des Augustus, folgte ihm in der Kaiserwürde. Für August war es vortheilhaft, ihn zum Nachfolger zu haben: denn seine Regierung wurde um so mehr geprießen, je weniger die Römer Ursache hatten, mit seinem Nachfolger zufrieden zu seyn. Dieser war klug genug, seinen natürlichen grausamen Character, wenigstens in der ersten Zeit seiner Oberherrschaft, zu verbergen, im Senate meistens eine ganz andere Sprache zu führen, als die sein Herz ihm würde eingegeben haben, von seinen schlechten Handlungen den Verdacht der Schuld, wo möglich, auf Andere zu werfen, und Achtung und Liebe gegen Menschen zu heucheln, die er haßte. Seine unwürdige Gemahlin, jene Tochter des Augusts, die aus Rom verwiesen war, hatte er, so lange August lebte, sehr zu bemitleiden geschienen, und um ihre Zurückberufung mehrmals gebeten. Aber gleich nach Augusts Tode nahm er ihr das kleine Gehalt, welches dieser ihr gegeben hatte, so daß sie im höchsten Mangel sterben muste.

Mit der Austheilung des Geldes, das August dem Volke vermacht hatte, zögerte er sehr lange.

Daher einmal ein Spaßvogel einem Todten ins Ohr rief, er möge doch an Augustus sagen, daß sie das, was er ihnen vermacht, noch nicht erhalten hätten. Tiberius, dem dies wieder erzählt wurde, ließ ihm den Kopf abhauen, damit er selbst diese Nachricht überbringen könne. Doch dies waren nur vorläufige kleine Beweise seiner Gleichgültigkeit gegen Menschenleben.

Germanicus, dessen ich schon unter der vorigen Regierung gedacht habe, setzte den Krieg mit den Deutschen, der gewiß für Römer, die in ihrer Lebensweise schon verwöhnt waren, sehr beschwerlich war, mit vielem Glücke fort. Dieser war ganz das Gegentheil vom Kaiser, und daher der Liebling des Volks und der Soldaten. Daß diese Liebe einem Manne, der so argwöhnisch war, wie der Kaiser, anstößig seyn mußte, läßt sich denken. Indessen verbarg er seinen geheimen Groll sorgfältig, rief ihn aber doch, grade wie er in Kurzem seine Eroberungen zu vollenden hoffte, aus Deutschland zurück, damit er nicht zu viel Ruhm sich erwerbe. Er bewilligte ihm in Rom freilich einen Triumph, schickte ihn aber bald darauf nach Asien, wo er nach einiger Zeit, wahrscheinlich durch Gift, im besten Lebensalter starb. Die Betrübniß über seinen Tod nicht allein in Rom und im ganzen Italien, sondern auch in den andern Reichen des römischen Gebiets, läßt

sich nicht beschreiben. Nach der damaligen Sitte, die Körper der Verstorbenen zu verbrennen —

Lotte.

Was sagst du da, Vater, die Römer verbrannten die Todten?

Vater.

Ja, ist dir das so anstößig?

Lotte.

Freilich, das war ja eine abscheuliche Gewohnheit.

Leopold.

Meinst du denn, daß die Todten etwas davon gefühlt haben?

Lotte.

Das weiß ich wohl, daß es ihnen nicht mehr wehe thun konnte: aber es ist doch so sonderbar —

Vater.

Manches scheint einem sonderbar, so lange man noch nicht darüber nachgedacht hat, weil es etwas ungebräuchliches ist. So gehts dir auch, liebes Kind, mit der Verbrennung der Leichname. Ich für meinen Theil wüste nicht, warum ich nicht

eben so gern mich nach dem Tode verbrennen, als von den Würmern verzehren lassen sollte.

Lotte.

Ja das möchte ich auch eben so wenig.

Leopold.

Das must du dir doch gefallen lassen, wenn du begraben wirst. Oder glaubst du, daß der Sarg in der Erde nicht verfault?

Gustav.

Aber wie machten sie es denn mit dem Verbrennen?

Vater.

Man legte den todten Körper auf ein dazu erbautes Gerüste von Holz, oder einen Scheiterhaufen, zündete ihn an, und wenn das Holz verbrannt war, so sammelten die Verwandten die Asche und die nachgebliebenen Knochen des Verstorbenen in eine Urne, ein Gefäß von Thon oder Metall oder Marmor.

Agrippina, die Gattin des Germanicus, reiste also mit der in der Urne gesammelten Asche nach Rom, und ihre ganze Reise durch Italien war von Stadt zu Stadt nur ein feierliches frei-

williges Leichenbegängniß. Wie ehrenvoll ist für einen Prinzen eine solche allgemeine Trauer des Volks bey seinem Tode; und es gehört doch im Grunde weiter nichts dazu, als Rechtschaffenheit und Herzensgüte. — Alles dies konnte nicht dazu beytragen, den Tiberius einer Familie geneigter zu machen, die er schon im Herzen lange gehaßt hatte. Diese unglückliche Frau und zwei ihrer Söhne wurden, wie so viele Andere, das Opfer der kaiserlichen Bosheit. Man verbannte sie zuerst aus Rom, behandelte sie nachher immer härter, umgab sie mit Spionen, die jedes ihrer Worte belauern mußten, und ließ sie zuletzt den schrecklichen Hungerstod sterben. — Alles dies war zum Theil das Werk eines äusserst schändlichen Menschen, der aus niederm Stande sich zum mächtigen Günstling des Kaisers emporgeschwungen hatte, eines Menschen, vor dem Rom zitterte, vor dem die angesehensten Männer sich demüthig beugten, und der dafür sie mit dem empörendsten Uebermuth behandelte. So tief waren die Römer jetzt schon gesunken, daß sie das Joch nicht bloß eines ungerechten Monarchen, sondern auch eines noch elendern Günstlings geruhig trugen. Sein Name war Sejan. Dieser Mensch gieng mit keinem geringern Gedanken um, als den Platz des Kaisers selbst einzunehmen. Um sich dies zu erleichtern, räumte er den Sohn des Tiberius, Namens Drusus, durch Gift

aus dem Wege; darum mußte die Familie des Germanicus nach und nach vertilgt werden; darum mußten alle solche Männer bey Seite geschafft werden, die ihm hätten hinderlich seyn können. Den Kaiser selbst wußte er aus Rom zu entfernen, um dreister dort die Rolle des Kaisers schon spielen zu können. Endlich wurden dem Tiber die Augen geöffnet; und wie erst sein Mißtrauen rege geworden war, da wars auch bald um den Günstling geschehen. Kaum war der Befehl des Kaisers angekommen, ihn zu arretiren und ihm den Prozeß zu machen, so sahe er, um dessen Gunst den Augenblick vorher noch Alles gebettelt hatte, sich von Allen verlassen. So falsch sind Menschen! Sie kriechen vor dem Mächtigen und Glücklichen, den sie im Innersten ihres Herzens verachten; aber sobald Macht und Glück von Jenem weicht, kehren sie ihm den Rücken zu. Groß war die Freude über die Hinrichtung des Sejan, und man hoffte, sein Tod werde nun auch eine Veränderung im Betragen des Tiberius hervorbringen. Aber darin hatte man sich sehr geirrt. Sein argwöhnisches Herz kostete vielen Menschen das Leben. Man mochte still und ernsthaft oder fröhlich seyn, so hatte das nach seiner Meinung immer etwas Böses zu bedeuten. Er suchte jetzt nicht einmal den Schein der Ungerechtigkeit zu vermeiden. Der Senat, seine Rathgeber, seine Freunde, Alle, die um ihn waren, wurden ihm verdächtig; und

nur der Tod konnte den Ermordungen so vieler Unschuldigen ein Ziel setzen. — Unter seiner Regierung wurde Christus gekreuzigt, und die Furcht vor dem bekannten argwöhnischen Charakter desselben, trug nicht wenig dazu bey, daß Pilatus, dem man immer zurief, tödtest du ihn nicht, so bist du des Kaisers Freund nicht, dem Unschuldigen das Todesurtheil sprach.

Es war nun noch ein Sohn des Germanicus übrig geblieben, welcher nach Tiberius Tode Herr des römischen Reichs wurde, und der unter dem Namen Caligula leider nur zu bekannt geworden ist. Groß war die Freude der Römer über den Tod Tibers, und eben so groß das Vertrauen, mit dem sie die Obergewalt in die Hände seines Nachfolgers gaben, war doch dieser Nachfolger ein Sohn des so sehr von ihnen geliebten Germanicus. Wirklich versprach auch der Anfang seiner Regierung viel Gutes, und bey einer Krankheit, die ihm zustieß, herrschte in Rom große Trauer. Möchte er doch in dieser Krankheit gestorben seyn, so wäre den Römern unendlicher Kummer erspart worden, und die Welt hätte einen Unmenschen weniger gehabt. Denn das Betragen des Caligula veränderte sich so plötzlich, auf eine so abscheuliche Weise, daß man ungewiß wird, ob man ihn für einen Bösewicht oder für einen Wahnsinnigen halten soll. Er gab die unsinnig-

sten Befehle, fand Vergnügen an den grausam-
sten Qualen, und suchte gar nicht nach einem
Vorwandte oder einer Ursache, wenn es ihm be-
liebte, Menschen ums Leben zu bringen. Er zwang
die römischen Ritter, sich in Fechterspielen einander
zu tödten. Wenn bey den an sich schon grausa-
men Schauspielen, da Menschen mit wilden Thie-
ren kämpfen mußten, es an Verbrechern dazu
fehlte, so ließ er aus den Zuschauern die Ersten
die Besten aufgreifen, und den Thieren vorwerfen.
Dann wandelte ihn die Lust an, für einen Gott
gehalten zu werden, und bald wollte er diesen,
bald jenen Gott vorstellen, bald über alle Götter
gesetzt werden. Er ließ sich sogar einen eigenen
Tempel erbauen, worin seine Statüe von Gold
aufgestellt wurde, und verordnete ordentliche Prie-
ster, welche ihm Opfer bringen mußten. Die
reichsten Einwohner zwang er, dieses unwürdige
Priesteramt für ungeheure Summen zu kaufen.
Zu einem dieser Priester ernannte er — ihr wer-
det wohl schwerlich rathen, wen? — sein Pferd,
dem er einen kostbaren Stall von Marmor und
Elfenbein erbauete, dem das Fressen in goldenen
Körben gereicht wurde, und das zuweilen an
seinem Tische speisen und aus seinem Becher Wein
trinken muste. — Er beging die größten Ver-
schwendungen aller Art, und um das Geld her-
beyzuschaffen, war ihm kein Mittel zu schändlich
oder zu grausam. War ein Reicher gestorben, so

ließ er das Testament ändern, und sich zum Erben einsetzen. Manche, die sich bey ihm einschmeicheln wollten, ernannten ihn daher von selbst zu ihrem Erben in ihrem Testament. Aber die Schmeichelei bekam ihnen übel: denn nun ließ er sie umbringen, um recht bald zum Gelde zu kommen. Seine Grausamkeit überstieg alle Vorstellung, und es war zuweilen schwer, in ihm den Menschen vom wilden Thiere zu unterscheiden. Der ärgste und schändlichste Wunsch eines Oberherrn liegt wohl in seinen Worten: möchte doch das römische Volk nur Einen Kopf haben, damit ich ihn mit Einem Hiebe abhauen könnte, und der Beweis des gefühllosesten Herzens in dem Befehle, die Unglücklichen langsam zu tödten, damit sie es recht fühlten. Ich mag euch mit der Erzählung seiner Gausamkeiten nicht unterhalten, sondern will lieber noch einige der bekanntesten Proben seiner Tollheit anführen.

Caligula fand Vergnügen daran, Befehle zu geben, deren Ausführung sehr schwierig war oder unmöglich schien, und je mehr man ihm die Unmöglichkeit vorstellte, desto hartnäckiger bestand er darauf. So kam er einst auf den Einfall, auf dem Meere spatzieren zu wollen, um sich, weil er doch einmal für einen Gott gelten wollte, auch als Herrn des Meers zu zeigen. Es musten da-

her aus allen Gegenden Italiens so viele Schiffe als möglich herbeygeschafft werden. Diese wurden mit einander verbunden, und wohl eine Meile ins Meer hinein auf solche Weise eine Brücke gemacht, über die Schiffe Breter gelegt, und Erde darauf gefahren, so daß es eine ordentliche Landstraße wurde. Dann setzte sich der Kaiser mit einem großen Gefolge zu Pferde, zog mit lächerlichem Stolze auf dieser neuen und kostbaren Straße einher, machte seinen Rückzug als triumphirender Feldherr, beschloß das Fest mit einem großen Schmause auf der Schiffsbrücke, und ließ am Ende desselben einen Theil der Zuschauer ins Wasser werfen, damit das Vergnügen, Menschen unglücklich zu machen, ihm doch dabey auch nicht fehlen möge. Die Kosten zu diesem Unsinn mußten die geplünderten Römer hergeben. — Zu einer andern Zeit wollte er auch einen Krieg gegen die Deutschen versuchen, und machte sich daher mit einer sehr großen Armee auf den Weg. Aber dieser Feldzug war das allerärgste Possenspiel von der Welt; er ging über den Rhein, stellte sich als habe er den Feind geschlagen, und kehrte dann, ohne einen Feind gesehen zu haben, wieder über den Rhein zurück. Darauf wollte er mit der Armee nach Britannien gehen. Wie das ganze Heer an der Küste versammelt war, stellte er es in Schlachtordnung, ließ zum Angriff blasen, und gab den Soldaten den großen Befehl —

Muscheln am Strande zu sammeln. Zuletzt ließ er für die großen Heldenthaten Belohnungen an die Soldaten austheilen. Dem Senat, der ihm Gesandte, um Glück zu wünschen, entgegenschicken mußte, nahm er es sehr übel, daß er ihm nicht gleich einen großen Triumph angeboten hatte. — Endlich kam die Stunde, welche die Römer von ihrem Tyrannen befreiete. Ein Oberster brachte ihn ums Leben, nachdem er glücklicherweise nur vier Jahre regiert hatte.

Der römische Rath war nun sehr geneigt, die kaiserliche Gewalt, die so verderblich für sie gewesen war, abzuschaffen. Aber die Soldaten wollten einen Kaiser haben. Diese fingen nun schon an ihre gesetzwidrige Macht in der Stadt zu üben, von der sie unter den Kaisern einen nur zu häufigen Gebrauch machten. Sie waren es, die Kaiser ein und absetzten. So wurde nun Claudius des Caligula Nachfolger, ein Mann von sehr schwachem Geiste, der den Römern nichts würde zu Leide gethan haben. Aber solche Menschen müssen immer von Andern geleitet werden; und es ist das gewöhnliche Schicksal derselben, daß sie in die Hände schlechter Geschöpfe fallen, die ihre Schwäche mißbrauchen. Der römische Staat wurde daher unter ihm eigentlich von Weibern und Freige

lassenen regiert, die sein ängstliches Gemüth nur in Furcht zu setzen brauchten, um ihn zu allem zu bringen, was ihnen gefiel; und das waren oft die größten Ungerechtigkeiten. Seine Gemahlinnen Messaline und Agrippine spielten eine sehr wichtige, aber schändliche und für vieler Bürger Leben höchst gefährliche Rolle. Die Letztere beförderte sein Ende durch Gift zu Gunsten ihres Sohnes, mit dem ich euch Morgen, wahrscheinlich nicht zu eurer Freude und Belustigung, bekannt machen werde.

Durch die Kunstgriffe der Agrippine wurde ihr Sohn Nero mit Zurücksetzung seines ältern Bruders Britannicus, eines Sohns der Messaline, zum Kaiser erklärt. Die Mutter hatte bald Ursache, die Beförderung ihres Sohns zur Regierung zu bereuen. Es kam unter ihnen zu heftigen Streitigkeiten, und Nero machte sich kein Gewissen daraus, der das Leben zu nehmen, die es ihm gegeben hatte. War sie gleich immer eine schlechte Frau gewesen, die kein besseres Schicksal verdiente, so entschuldigte dies doch den Sohn nicht, wenn grade er solche Gewaltthätigkeiten gegen sie sich erlaubte. Er hatte, unter dem Vorwandte, sich mit ihr aussöhnen zu wollen, sie zu einem Feste einladen lassen. Bey dieser Gelegen-

heit sollte das Schiff, auf dem sie sich befand, versenkt werden, und sie im Wasser ihren Tod finden. Allein sie wurde gerettet, und glücklich ans Ufer gebracht. Doch diese Rettung half ihr nichts; sie wurde nun in dem Landhause, wohin sie sich begeben hatte, auf Neros Befehl, ermordet. Sein Bruder, Britannicus, hatte schon früher dasselbe Schicksal gehabt, und etwas später traf es seine schon lange von ihm schlecht behandelte tugendhafte Gemahlin. Von den ausserdem von ihm zum Tode Verurtheilten, will ich hier nur noch des Seneca, seines ehemaligen Lehrers, erwähnen, von dessen Schriften wir noch mehrere besitzen. Dieser ließ, da ihm die Wahl der Todesart verstattet war, sich die Adern öffnen; weil aber weder dies noch das darauf genommene Gift helfen wollte, so wurde er in ein heisses Bad gesetzt und vom Dampfe erstickt. — Eine große Feuersbrunst legte mehr als die Hälfte der Stadt in Asche, und auf Nero fiel der sehr wahrscheinliche Verdacht, daß er das Feuer habe anlegen lassen. Es wird erzählt, daß er einmal zu sehen gewünscht habe, wie der Brand von Troja sich ausgenommen. Wenigstens soll er viel Vergnügen an dem schrecklichen Anblick der brennenden Stadt gefunden haben. Noch grausamer ist es, daß er, um den Haß, den eine solche Schändlichkeit ihm zuziehen muste, von sich abzuwenden, die Christen, welche wegen ihrer neuen Lehre ohnedies

so angefeindet wurden, dieser That beschuldigte. Dies gab Veranlassung zu der ersten Christenverfolgung, worin viele dieser Unschuldigen unter den ausgesuchtesten Martern ihr Leben verlieren mußten. — So verabscheuungswerth er uns durch die bisher erzählten Handlungen erscheinen muß, so verächtlich wird er uns durch seine ganze Lebensart. Statt um die Regierung sich zu bekümmern, schwärmte er des Abends mit den schlechtesten jungen Leuten in den Straßen herum, und schwelgte in ihrer Gesellschaft die Nächte hindurch. Er suchte seine Hauptehre darin, ein guter Kutscher und Harfenspieler zu seyn. Vorzüglich trieb er das Letzte auf eine für einen Regenten sehr unanständige Weise. Er spielte und sang auf den öffentlichen Schaubühnen; ja nicht zufrieden damit, von dem Pöbel der Hauptstadt beklatscht zu werden, zog er in Italien herum, sich hören zu lassen. Ja er machte sogar, in Begleitung von einem großen Haufen von Spielleuten und Sängern, eine Reise nach Griechenland, und führte dort ein ganzes Jahr hindurch dasselbe unschickliche Leben. Wehe denen, die durch ihre Mienen in den Schauspielhäusern Mißfallen darüber verriethen, oder ihm nicht den verlangten Beifall gaben, oder auch nur bey seinem Spiel einschliefen; die geheimen Aufpasser, die er überall hielt, ließen sie der Strafe dafür nicht entgehen. Dieser Zustand des Reichs unter einem

Kaiser, bey dem die elendesten Taugenichtse mehr galten, als die verdientesten Männer, muste den Römern unerträglich werden. Es kam auch einmal eine große Verschwörung gegen sein Leben zu Stande, worin Menschen aus allen Ständen verwickelt waren: aber eben dies war wohl Ursache, daß sie vor der Zeit entdeckt wurde, und die Folge war eine große Menge von Hinrichtungen. Endlich aber nahm die allgemeine Unzufriedenheit im ganzen Reiche so zu, daß er von Allen verlassen wurde, und seinem Leben ein Ende zu machen wünschte. Aber es fehlte ihm an Muth dazu, er flüchtete aus Rom, und als er der verdienten Strafe nicht mehr entgehen konnte, muste einer seiner Leute das thun, wozu ihm die Entschlossenheit mangelte.

Nero benutzte einen Theil des abgebrannten Roms zur Vergrößerung seines Pallastes. Dieses Gebäude führte den Namen des goldenen Pallastes, weil so viel Gold, Perlen und Elfenbein daran verschwendet waren, und zu seinem ungeheuern Umfange gehörten Gärten, Holzungen, Wiesen, Weinberge und Teiche. Von diesem Werke der höchsten Verschwendung soll der übermüthige Thor gesagt haben: Nun fange er doch endlich an, als ein Mensch zu wohnen.

Die römischen Provinzen ausserhalb Italien hatten zuerst gegen die schlechte Regierung des Kaisers sich empört, und in Spanien war Galba von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen. Dieser wurde auch nach Nero's bald darauf erfolgtem Tode in Rom anerkannt, aber auch kurz nachher von den Soldaten, gegen die er nicht freigebig genug sich bezeigt hatte, ermordet. An seine Stelle setzten sie einen gewissen Otho, dessen Regierung von gleich kurzer Dauer war, der, wenn auch seinem Leben kein Lob ertheilt werden kann, doch durch seinen Tod eine edlere Denkungsart bewies. Vitellius, der die Armee in Deutschland commandirte, war nemlich dort zum Gegenkaiser ernannt, und rückte nach Italien, um mit Gewalt sich als solchen zu behaupten. Otho rückte ihm entgegen. Nach der ersten Schlacht, welche zum Nachtheil des Letztern ausfiel, die aber nichts entschied, weil Otho noch große Unterstützung aus mehreren Provinzen zu erwarten hatte, beschloß er durch einen freiwilligen Tod seinem Leben, und damit dem großen Streite ein Ende zu machen. Es sey genug an dieser einen Schlacht, lieber wolle er dem Leben und der Herrschaft entsagen, als daß noch mehr Bürgerblut vergossen werden solle. Vergebens versuchten seine Freunde und die Soldaten durch Bitten und Vorstellungen ihn von seinem Entschlusse zurückzubringen; er blieb fest, und erstach sich.

So gelangte Vitellius zum ruhigen Besitze des Reichs, ein Mensch, der zum Glück für Rom nach eben so kurzer Zeit vom Schauplatz wieder abtreten muste. Seine Gefräßigkeit (denn diesen Namen verdient seine so unanständige Eßbegierde) und seine unmäßige Verschwendung in diesem Punkte würde das Reich zu Grunde gerichtet haben, wenn er länger als vier Monate regiert hätte. Was ist der Mensch doch für ein verächtliches Geschöpf, wenn er an nichts denkt, als an seinen Magen, und keine Freude kennt als essen und trinken; wenn er dann vollends Fürst ist, und alle seine Pflichten und die Sorge für das Wohl seines Landes über der Begierde nach Leckereien vergißt.

Rom hatte nun in einem Jahre drei Kaiser gehabt, und in Zeit von ungefähr funfzig Jahren so viel Jammer durch schlechte Fürsten erfahren, daß ihm wohl nichts wünschenswerther seyn konnte, als das Glück einer sanften und weisen Regierung auch einmal zu schmecken. Freilich möchte man, wenn man das Verhalten der Römer in diesen Zeiten erfährt, wohl sagen, sie warens nicht werth bessere Beherrscher zu haben. Der Rath war nicht mehr jenes ehrwürdige Collegium der vorigen Zeit, sondern ein Haufen von Schmeichlern, die den schändlichen Oberherrn sich nur gefällig zu beweisen strebten, und für ihre grausam-

sten Handlungen ihnen Ehrenbezeugungen zuge- standen. Der Eine bequemte sich aus Furcht, der Andere aus Gewinnsucht nach allen ihren Wünschen. Jeder dachte nur an sich und an seinen Vortheil, und Verläumder und falsche An- geber fanden zu Kaisern wie Caligula und Nero leichten Zugang. Das Volk zeigte ausgelassene Freude, wenn der Tod es von seinen Tyran- nen befreiete; aber es gewöhnte sich mit ge- fühlloser Gleichgültigkeit, die Grausamkeiten an- zusehen, die täglich unter seinen Augen verübt wurden; und wenn die blutgierigen Regenten nur für Brod und Lustbarkeiten sorgten, so er- trug es geduldig die aufgelegte Last, und ver- gaß unter Schwelgereien und sittenlosen Freu- den, daß es unglücklich sey. Den Soldaten musten die Kaiser vielen Unfug nachsehen; denn sie waren die Stützen ihrer Macht, und sie gebrauchten sie zu ihren Gewaltthätigkeiten. Die alte Kriegszucht war verlohren gegangen, und bald kam aus dieser, bald aus jener Ge- gend die Nachricht von einem Aufruhr der Legionen an. Sie forderten große Geschenke, theilten nach ihrem Belieben die Kaiserwürde aus, und statt Vertheidiger des Vaterlandes zu seyn, waren sie die Urheber von Verhee- rungen und Blutvergießen. — Indessen gab es unter den Millionen Bewohnern des römi- schen Staats gewiß doch noch viele rechtschaffene

Menschen und um deretwillen wollen wir uns freuen, daß die Regierung auch einmal in bessere Hände wieder kam.

Vespasian war der Mann, mit dem einmal nach so vielen blutigen Jahren wieder glücklichere und ruhigere Jahre für Rom anfingen. Er schenkte den Regierungsgeschäften, die unter den vorigen Kaisern ganz vernachlässigt waren, seine ernstliche Sorge, stellte das gesunkene Ansehen der Rathsversammlung wieder her, und strich die unwürdigen Mitglieder von der Liste derselben aus. Ein schweres Geschäft war es für ihn, die an zügellose Freiheit gewöhnten Soldaten wieder zur strengern Zucht und Ordnung zurückzuführen. Indessen gelang es ihm doch durch beharrliche Festigkeit. Er haßte das weichliche, üppige, für Kriegsleute unpassende Leben, das unter ihnen so eingerissen war. Als ein solches von wohlriechenden Salben duftendes Herrchen einmal zu ihm ins Zimmer trat, sagte er zu ihm: ich wollte, daß du lieber nach Knoblauch röchest, und nahm ihm seinen Dienst. So suchte er überhaupt die verschwenderischen Gastgebote einzuschränken, und unter allen Ständen bessere Sitten zu befördern. Er war also für die Römer ein wahrhaft wohlthätiger Mann; frei dabey von allem Stolz, Feind aller Schmeichelei, äusserst nachsichtig und geduldig bey den Unarten, die

schlechte

schlechte Menschen sich gegen ihn erlaubten. Bey ihm konnten die häßlichen Verläumder und Angeber keinen Eingang finden; ungehört, und ohne Untersuchung wurde Keiner unter ihm verurtheilt, und Todesstrafen waren sehr selten. Man beschuldigte ihn des Geizes, weil er auf alle Weise viel Geld zusammen zu bringen suchte: aber es ist doch auch wahr, daß er von dem Gelde einen sehr nützlichen und wohlthätigen Gebrauch machte; und das pflegt doch nicht die Sache der Geizigen zu seyn. — Er ermunterte zur Wiedererbauung mancher seit Nero noch in Asche liegenden Häuser, stellte das abgebrannte Capitol wieder her, und ließ einen Tempel des Friedens errichten. Das große Amphitheater, oder die Schaubühne, wo die Fechterspiele gehalten und mit Thieren gekämpft wurde, dessen Ruinen noch gegenwärtig in Rom unter dem Namen des Coliseo zu sehen sind, war gleichfalls sein Werk.

Das wichtigste Ereigniß unter der Regierung des Vespasian, ist der Untergang des jüdischen Reichs und die Zerstörung der Hauptstadt Jerusalem. Vespasian hatte vor seiner Erhebung zur Kaiserwürde den Krieg gegen die Juden geführt, und ließ seinen Sohn Titus, als er nach Rom ging, bey der Belagerung von Jerusalem zurück. Die Juden, obgleich sie unter sich selbst grausam wütheten, erschwerten den Rö-

mern die Eroberung ausserordentlich. Alle Versuche, alle Vorschläge, die Titus aus Menschlichkeit machte, um der gänzlichen Verwüstung vorzubeugen, und dem namenlosen Elend, das in der Stadt herrschte, ein Ende zu machen, vermochten nichts gegen die blinde Wuth und verzweifelte Hartnäckigkeit der Juden, oder eigentlich nur einer gewissen Parthei in der Stadt. Als endlich den Römern die Eroberung gelang, wünschte Titus so sehr den prächtigen Tempel zu retten; aber vergeblich waren Bitten und Drohungen bey den durch einen so langen Widerstand erbitterten Soldaten. Das herrliche Gebäude wurde ein Raub der Flammen, und die daraus noch geretteten Schätze brachte Titus nach Rom, wo sie im Capitolio niedergelegt wurden.

Als Vespasian merkte, daß sein Ende herannahe, sagte er zu seinen Freunden: ich glaube, daß ich nun bald ein Gott werde. Dies war wahrscheinlich ein Spott über die Gewohnheit der Römer, ihre Kaiser nach dem Tode zu vergöttern, welche Ehre, da man sie selbst den schlechten Kaisern erwieß, eine niedrige Schmeichelei war. Bey dem Gefühl der zunehmenden Schwachheit sprach er: ein Kaiser muß stehend sterben, ließ sich in die Höhe richten, und verschied gleich darauf.

Sein Tod würde stärker von den Römern gefühlt seyn, wenn er nicht seinen Sohn Titus zum Nachfolger gehabt hätte. Domitian, sein jüngerer Bruder würde diesen gern verdrängt haben, aber seine Ränke gelangen ihm nicht. Die Herzensgüte des Titus zeigte sich schon in seinem nachsichtigen Betragen gegen diesen schlechten Bruder, der dem Vater bereits viel Kummer gemacht hatte. Wirklich verdiente Titus auch den Vorzug, den ihm der Vater gab, in einem vorzüglichen Grade; und kein schönerer Beiname konnte einem Kaiser gegeben werden, als den ihm die Römer gaben: die Liebe und das Vergnügen des menschlichen Geschlechts. Es sind goldene Worte in dem Munde eines Fürsten, welche die Geschichte uns von ihm aufbewahrt hat; wie er nämlich am Abend eines Tages, an dem er Niemand etwas Gutes erwiesen hatte, traurend zu seinen Freunden gesagt haben soll: Freunde, ich habe diesen Tag verlohren! — O lieben Kinder, merkt auch ihr euch diese köstlichen Worte, die auch für euch so gut, als für einen Fürsten, zur Lebensregel dienen können. Möchtet ihr alle die Tage eures künftigen Lebens für verlohrne Tage ansehen, an welchen ihr nichts nützliches gethan oder gelernt, keinen Dienst geleistet, keine Tugend geübt, keinen Fortschritt im Guten gemacht, oder keinen

Fehler zu verbessern, keinen schlechten Wunsch zu unterdrücken, kein Versehen gut zu machen versucht habt. Das wird euch einmal keine Freude schaffen, wenn ihr nur sagen könnt, lange gelebt zu haben, sondern wenn ihr rechtschaffen und mit Nutzen gelebt habt. — Als seine Freunde ihm einmal den Vorwurf machten, daß er mehr verspräche, als er halten könne, antwortete er: von einem Kaiser muß Niemand mißvergnügt weggehen. So war Güte der Hauptzug seines Characters, wie er das auch in der kurzen Zeit seiner Regierung durch die That immer bewiesen hat. Er konnte sich nicht überwinden ein Todesurtheil zu sprechen, und selbst ein Paar Menschen, die schlecht genug waren, sich gegen das Leben eines solchen Kaisers zu verschwören, erfuhren seine Gnade. Große Unglücksfälle, die sein Reich betrafen, musten um so mehr sein Herz bekümmern, und er schien recht absichtlich den Römern in dieser Zeit geschenkt zu seyn, um ihnen ihre Leiden zu erleichtern. Das erste traurige Ereigniß war der Untergang der Städte Herculanum und Pompeji.

Leopold.

Wurden die nicht durch ein Erdbeben zerstört?

Vater.

Das hat man vormals geglaubt, aber seitdem man angefangen hat, an jenen Orten nachzugraben, ist man eines andern belehrt worden. Ihr kennt schon mehrere feuerspeiende Berge.

Gustav.

Ja wohl; den Aetna auf Sicilien, den Vesuv in Neapel und den Hekla auf Island.

Vater.

Nun in der Nähe des Vesuvs lagen jene beiden unglücklichen Städte. Ihr wißt ferner, daß ein solcher Berg zu gewissen Zeiten große Steine, Asche und Lava auswirft.

Gustav.

Lava? das kenne ich nicht, Vater.

Vater.

Lava nennt man die Materie, welche im Innern des Berges von der Gluth des Feuers geschmolzen und nachher ausgeworfen wird. Diese fließt wie ein verheerender Strom den Berg hinab, und verbrennt und zerstört die Felder, Bäume, Häuser, und Alles, was sie auf ihrem Wege antrifft. Sie siehet braun aus, und wenn sie abgekühlt ist, wird sie ganz hart. In Neapel sind die Straßen damit gepflastert. — Nun damals

warf der Vesuv eine so ungeheure Menge Asche und Lava aus, daß die beiden Städte ganz davon bedeckt wurden, so daß auch keine Spur von ihnen vorhanden blieb. Die Luft soll von dem Dampf und der Asche so verfinstert worden seyn, als in der schwärzesten Nacht. Ein berühmter Naturforscher der damaligen Zeit, Plinius, von dem wir noch eine Naturgeschichte haben, wagte sich zu weit in die Nähe dieser Schreckensgegend, und wurde ein Opfer seiner Wißbegierde. Die ganze Gegend wurde durch die Verwüstung, die sie erlitt, unkenntlich.

Lotte.

Sagtest du nicht, Vater, daß man dort nachgegraben habe? Hat man denn etwas gefunden?

Vater.

Allerdings; die Mühe und die Kosten, die man darauf verwandt hat, sind nicht vergebens gewesen. Man hat Häuser, Tempel, Theater, ja ganze Straßen, und in den Häusern Statüen, Urnen und allerhand Hausgeräth, und vieles noch ziemlich wohl erhalten gefunden, obgleich seit der Zeit schon über siebenzehn hundert Jahre verflossen sind. Daraus sieht man, daß die Städte nicht durchs Erdbeben zerstört, weil sonst alles zertrüm-

mert seyn würde, sondern unter der Masse, die der Vesuv ausgeworfen hat, begraben sind.

Um nun zu Titus zurück zu kehren, so reiste dieser selbst nach der unglücklichen Gegend hin, um die Noth der dortigen Einwohner aus allen Kräften zu erleichtern. Während seines dasigen Aufenthalts bekam er die traurige Nachricht, daß ein Theil der Stadt Rom durch eine schreckliche Feuersbrunst in Asche gelegt sey. Er eilte sogleich dahin, und erklärte als ein wahrer Vater des Volks, daß er den ganzen Verlust allein tragen, und alle Gebäude für seine Rechnung wieder aufbauen lassen wolle; und wiewohl von mehreren Städten und auswärtigen Fürsten ihm Unterstützung angeboten wurde, so wollte er doch die Ehre, der wohlthätige Helfer seines Volks zu seyn, mit Niemand theilen. Nun traf ein drittes Unglück, eine sehr bösartige Pest, die Römer; und Titus verleugnete auch hier seinen edlen Character nicht. Daß der Tod eines solchen Fürsten nicht mit heuchlerischen Thränen, sondern mit Thränen des aufrichtigsten Schmerzes beweint worden sey, läßt sich wohl erwarten, zumal da das Glück, ihn zu besitzen, von so kurzer Dauer war. Nur zwei Jahre war er den Römern zum Regenten geschenkt. Aber unter einer funfzehnjährigen Regierung seines Bruders Domitian sollten

sie empfinden, wie viel sie an ihm verlohren hatten.

Es können nicht leicht zwei ungleichere Brüder nach einander ein Volk regiert haben, als diese Söhne Vespasians; Titus, die Freude seiner Unterthanen, und Domitian, ihr Henker. Domitian ist ein würdiger Nachfolger des Caligula und Nero, und schwerlich hat die Geschichte eines andern Volks so viele schändliche Regenten in so kurzem Zeitraum auf einander folgend aufzuweisen, als die römische. Unter ihm war wieder alles Verbrechen. Wer öffentlich sich Ruhm erwarb, und wer in stiller Eingezogenheit lebte, wer Vermögen besaß und wer im dürftigen Zustande durch seine Tugend sich Achtung erwarb, wer von stiller und wer von lebhafter Gemüthsart war, Alle waren ihm verdächtig. Gegen den Rath zeigte er die höchste Geringschätzung, und das Leben der Rathsherren war in täglicher Gefahr. Wirkliche oder nur eingebildete und vorgegebene Verschwörungen gaben ihm Gelegenheit unzähliche unschuldige oder ihm verhaßte Menschen aus dem Wege zu räumen. So grausam wie er war, so übermüthig war er auch. Er konnte es nicht erwarten, daß die Schmeichler ihm die Ehre der Vergötterung erwiesen, sondern machte sich selbst zum Gott, und befahl, daß man ihn nicht anders als, unser Herr und Gott benennen solle. Was

die Zeit seiner Regierung wieder vorzüglich schrecklich machte, war die schändliche Angeberei, die ohne Scheu und ungestraft auf die unverschämteste Weise getrieben wurde, und die besten Menschen ins Verderben brachte. Verläumdung ist überhaupt eins der häßlichsten Laster; aber es wird doppelt gefährlich, wenn ein Fürst, der die Macht in Händen hat, solchen boshaften Creaturen Gehör giebt. Furchtsam war Domitian von Natur, und um so geneigter, jeden Menschen, den man ihm verdächtig machte, ohne Untersuchung bey Seite zu schaffen. Dabey war er träge und von allen vernünftigen Geschäften abgeneigt. Man erzählt daher von ihm, daß er während ganzer Stunden sich mit nichts anderem beschäftigt habe, als Fliegen zu tödten und zu spießen; und Müßiggang ist, wie ihr wißt, aller Laster Anfang. Von dem traurigen Vergnügen, welches dieser Unmensch darin fand, Menschen zu ängstigen, will ich euch nur ein Beispiel erzählen, welches zugleich zum Beweise dienen mag, auf welche Tollheiten der Verstand eines Müßiggängers zu fallen im Stande ist. Er hatte einst eine große Anzahl Senatoren und Ritter zu sich einladen lassen. Bey ihrer Ankunft wurden sie in einen Saal geführt, der ganz schwarz ausgeschlagen, nur schwach erleuchtet war, und ganz das Ansehen hatte, als sey er zu einer Todtenfeier bestimmt. In dem Saale standen eine große

Reihe von Särgen, auf denen die Namen eben dieser Herren geschrieben waren. Was konnten bey der bekannten Gemüthsart des Kaisers diese armen Menschen anders erwarten, als daß ihre letzte Stunde gekommen sey. Nachdem sie eine zeitlang sich diesen niederschlagenden Betrachtungen überlassen hatten, öffneten sich plötzlich die Thüren, und nackende Menschen, von den Füßen bis zum Kopfe schwarz angemalt, stürzten herein, in der einen Hand eine Fackel, in der andern ein entblößtes Schwerdt haltend, jagten als Unsinnige zwischen den zitternden und vor Angst halb todten Rathsherren herum, die jeden Augenblick den Streich erwarteten, der ihrem Leben ein Ende machen würde. Da Domitian endlich glaubte sie genug gequält zu haben, wurde dem Trauerspiel ein Ende gemacht, und sie erhielten die Erlaubniß, wieder nach Hause zu gehen. — Was meint ihr, Kinder, war das nicht ein recht fürstlicher Zeitvertreib?

Gustav.

Ich weiß nur nicht, warum die Römer das alles so sich gefallen ließen, und da sie ihn doch Alle hassen musten, nicht aus der Stadt oder aus dem Lande jagten.

Vater.

Wer sagt dir denn, daß er von Allen gehaßt

wurde? Die Soldaten waren recht gut mit ihm zufrieden, weil er ihnen große Geschenke machte, und sie unter ihm mehr Freiheit hatten. Die Tyrannen suchten solche Menschen zu Freunden zu halten, die sie bey ihren Ungerechtigkeiten beschützen konnten. Aber sie standen dafür auch wieder ganz in der Gewalt der Soldaten, und durften ihnen nichts abschlagen: denn sie waren nicht gehorsam aus Liebe, sondern um des Gewinns willen. Der Tod des Domitian wurde von den Soldaten weit mehr beklagt, als der des braven Titus. Er starb übrigens, wie die meisten solcher Tyrannen, gewaltsamerweise, nachdem in der letzten Zeit die Furcht und die Angst des Gewissens ihn in beständiger Unruhe erhalten hatten.

Zu seiner Zeit vollendete ein tapferer Feldherr, Namens Agricola, der schon unter den vorigen Kaisern mit Ruhm und Glück gedient hatte, die Eroberung Britanniens; und erst damals überzeugten die Römer sich, daß Britannien eine Insel sey. Einen andern Krieg mit den Daciern, einem Volke, das die Gegenden an der Donau, dem jetzigen Siebenbürgen, der Moldau und Wallachei bewohnte, endigte der Kaiser durch einen schimpflichen Frieden, und hatte gleichwohl die Unverschämtheit dafür einen Triumph zu halten.

Und nun wollen wir uns denn und den Römern Glück wünschen, mit dem Tode des Domitian einmal auf längere Zeit von bösen Kaisern befreit zu seyn.

Wir befinden uns jetzt am Ende des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt, in welches Nerva, der Nachfolger Domitians, noch hinein gehört. Dies war ein alter guter Mann, unter dem die Römer recht frei wieder athmen konnten, aber wohl nur zu gut und zu sanft für Menschen, die schon zu verderbt sind, als daß sie sich durch Güte allein regieren ließen. Alle unter der vorigen Regierung des Landes Verwiesene wurden zurück berufen, und ihre Güter ihnen wiedergegeben. Nur eine Gattung von Menschen wurde strenger von ihm behandelt, die bösen Angeber, gegen die er mehrere scharfe Gesetze gab, und deren viele er selbst mit dem Tode bestrafen ließ. Er verkaufte vieles von seinem Gold- und Silbergeräth, um die Dürftigen unterstützen zu können; und freute sich nur, wenn er etwas hatte, Andern zu geben, anstatt daß Manche seiner Vorgänger ihre Freude daran gefunden hatten, Andern das Ihrige zu nehmen. Die Anecdote, die man von einem Bürger in Athen erzählt, giebt uns einen Beweis von seiner Denkungsart in diesem Punkte. Dieser hatte einen Schatz in seinem Hause gefunden, und schrieb an den Kaiser, um

anzufragen, was er damit anfangen solle. Nerva antwortete ihm sehr einfach: gebrauche ihn. Der Bürger, der wohl an Domitian dachte, mochte vielleicht der Antwort nicht recht trauen, und schrieb aus Besorgniß noch einmal an ihn. Nun so mißbrauche ihn, antwortete der Kaiser. Deutlicher konnte er mit so wenig Worten es nicht zu verstehen geben, daß er den Schatz ganz als sein Eigenthum betrachten und damit machen könne, was ihm beliebe. — Seine Nachsicht war so groß, daß sie ihm manchesmal zum Vorwurf gemacht wurde. So sagte einmal ein Rathsherr öffentlich zu ihm, es sey schlimm, einen Fürsten zu haben, unter dem Alles verboten und strafbar wäre, aber es sey noch schlimmer, einen solchen zu haben, unter dem Alles erlaubt wäre. So dreist hätte sich wohl keiner gegen Domitian zu erklären gewagt. Als ein ander Mal an der Tafel des Kaisers von einem unter Domitians Regierung sehr berüchtigten Angeber die Rede war, und der Kaiser fragte, was dieser jetzt wohl machen würde, wenn er noch lebte, antwortete Einer aus der Gesellschaft sehr naseweise: er würde mit uns bey Tische sitzen. Es saß nemlich ein ähnlicher Mensch, der auch in jener Zeit sehr geschäftig gewesen war, wirklich mit an der Tafel. — Von schlechten Menschen wird eine solche Nachsicht, als Nerva bewies, vielfältig gemißbraucht. Die Soldaten erregten große Unruhen

in der Stadt, und verlangten, daß alle Feinde des Domitian sollten hingerichtet werden. Nerva stellte sich ihnen mit vieler Standhaftigkeit entgegen, und bot sein eigenes Leben an, wenn sie damit sich wollten genügen lassen. Aber das half nichts: die zügellosen Menschen ermordeten nun selbst die, welche sie sich zu Schlachtopfern ausersehen hatten. Der Kaiser fühlte bey dieser Gelegenheit, daß sein Alter ihn zu schwach mache, um mit gehörigem Nachdruck solchen Auftritten künftig vorzubeugen. Daher nahm er Einen der verdientesten Männer jener Zeit an Kindesstatt, und zugleich zu seinem Gehülfen in der Regierung an, und starb nicht lange nachher.

Sicher war es nicht das kleinste Verdienst, welches Nerva sich um die Römer erwarb, daß er bey dieser Wahl an nichts, als an das Beste des Staates dachte, und mit Uebergehung aller seiner Verwandten ihnen den Trajan zum Nachfolger gab.

Trajan war im Lager groß geworden, und ein rechter Kriegsheld. Sein Körper war stark und zur Ertragung aller Beschwerden des Krieges geschickt. Er pflegte immer vor seinen Soldaten zu Fuße herzugehen, und alle Ungemächlichkeiten mit ihnen zu theilen. Weit entfernt, daß er daran sollte gedacht haben, Kaiser zu werden, wie

dies wohl manchem Feldherrn der damaligen Zeit, der an der Spitze einer Armee stand, in den Sinn kam, hatte er nie seinen Einfluß bey den Soldaten dazu benutzt, sich eine große Macht im Staate zu verschaffen. Aber wie er von Nerva zu seinem Gehülfen und Nachfolger berufen wurde, beschloß er ein tüchtiger Kaiser zu werden, wie er tüchtiger Feldherr war. Er wünschte sein Volk glücklich zu machen; und wenn nur ein Fürst den ernstlichen Willen hat, so wird er auch leichter Mittel und Gelegenheit finden, dies auszuführen. Er ging herablassend mit den Niedrigsten im Volke um, und unterredete sich vertraulich mit Jedermann, der Zutritt zu ihm wünschte. Er versprach nach den Gesetzen zu regieren, und daß kein rechtschaffener Mann durch ihn Leben oder Vermögen verlieren solle. Das hatten die schlechten Kaiser auch bey dem Antritt ihrer Regierung versprochen; aber Trajan wußte, daß ein ehrlicher Mann halten müsse, was er verspricht. Merkwürdig sind die Worte, die er zu dem Obersten der Leibwache sagte, als er ihm, der Gewohnheit gemäß, sein Schwerdt überreichte: gebrauche es, wenn ichs verdiene, für mich, wenn ichs aber nicht verdienen sollte, gegen mich. Er zeigte sich sehr freigebig, nicht bloß gegen die Soldaten, um dadurch seinen Thron zu sichern, sondern allgemein in und ausserhalb Rom. Für Pracht und Aufwand war er nicht,

wenigstens suchte er den kaiserlichen Glanz nicht zu vermehren, sondern verkaufte einen großen Theil der kaiserlichen Lustschlösser und Palläste: aber zur Verschönerung der Stadt trug er gleichwohl vieles bey. Noch jetzt sieht man in Rom eins der prächtigern von ihm aufgeführten Kunstwerke, eine mit vielen Inschriften versehene Säule, die von ihm den Namen erhalten hat. Vielleicht sind keinem Kaiser weniger Statüen errichtet; aber er liebte diese Ehrenbezeugungen nicht, eben so wenig als die groben Schmeicheleien im Senat, wodurch sich selbst gegen ihre Tyrannen die Rathsherren nur zu oft erniedrigt hatten. Aber desto angenehmer muste ihm der Beiname des Besten seyn, den man noch keinem Kaiser ertheilt hatte.

Wenn ich etwas an Trajan tadeln sollte, so müste es seine etwas starke Neigung zu Eroberungen seyn, die bey einem Reiche von so ungeheurem Umfange unmöglich das Glück desselben vermehren konnten. Aber diese Neigung war vielleicht eine Folge seines vor seinem Regierungsantrit geführten kriegerischen Lebens. Den Krieg mit den Daciern, denen Domitian einen schimpflichen Tribut zugestanden hatte, unternahm er nicht ohne Noth, da dieses kriegerische Volk den Römern furchtbar zu werden anfing. Er erfocht einen sehr blutigen Sieg über sie, und

der

der Kaiser gab, da es an Leinwand zum Verbinden der Verwundeten fehlte, seine eigenen Kleidungsstücke dazu her. Trajan zog triumphirend wieder in Rom ein. Als die Dacier nachher diesen Frieden wieder brachen, wurden sie zum zweiten Mal besiegt, und ihr Land zu einer römischen Provinz gemacht. Der Kaiser bauete bey dieser Gelegenheit eine Brücke über den breiten und reissenden Donaustrom, um seine Armee bequemer ins feindliche Gebiet führen zu können. Weniger nothwendig aber, als diese Feldzüge, waren seine Kriege in Asien, wo er seine Eroberungen bis an den persischen Meerbusen fortsetzte; Eroberungen, die am Ende doch schwer zu behaupten waren, und die mit dem Verluste so vieler Menschen doch immer zu theuer erkauft sind. Einem Fürsten sollte das Leben seiner Unterthanen viel zu schätzbar seyn, als daß er es ohne dringende Noth aufopferte. — Indessen soll uns dies nicht abhalten, den Trajan für einen der besten Fürsten, die Rom gehabt hat, zu erklären. Wollten die Römer späterhin ihre Wünsche für einen Kaiser recht stark ausdrücken, so sagten sie: sey glücklicher als August, und besser als Trajan!

Gegen die Christen, deren Zahl sich jetzt schon im Reiche ansehnlich vermehrt hatte, war er nicht so gerecht, als man es von einem solchen Fürsten hätte erwarten sollen. Wenn er auch die Verfol-

gungen gegen sie nicht befahl, so schützte er sie doch auch nicht gehörig gegen dieselben. Zum Theil sind daran wohl die falschen Begriffe Schuld, die er vom Christenthum hatte; und die Vorstellungen, welche man von den Christen als unruhigen und gefährlichen Menschen zu verbreiten suchte, konnten nicht dazu dienen, den Kaiser ihnen geneigter zu machen. Dazu kam, daß man vielfältig die Christen mit den Juden verwechselte, und jenen alles mit zur Last legte, was nur diese sich zu Schulden kommen ließen. Und grade in dieser Zeit hatten die Juden wieder Unruhen erregt, und abscheuliche Grausamkeiten in den Morgenländern begangen.

Leopold.

Wo lagen diese Länder? Die hast du uns bey der Geographie ja noch nie genannt.

Vater.

Die Römer nannten so alle die Länder, welche ihnen gegen Morgen oder Osten lagen. Da wir doch grade aufhören wollen, so geht einmal hin, und seht auf der Charte selbst zu, was das für Länder gewesen seyn mögen.

Adrian, den Trajan sich zum Nachfolger erwählt hatte, gab die Eroberungen, welche dieser

in den Morgenländern, die ihr nun hoffentlich gefunden habt, gemacht hatte, wieder auf.

Gustav.

Mit dem fängts schon wieder nicht so gut an.

Vater.

Wie so?

Gustav.

O das ist ja keine Kunst, ein Land wieder weggeben, welches ein Anderer mit vieler Mühe sich erworben hat. Wenn das Andere auch so gemacht hätten, so würde das große römische Reich bald klein geworden seyn.

Vater.

Wenn ich dir aber sage, daß diese Völker gar keine Lust hatten, den Römern zu gehorchen, sich schon einmal empört hatten, und vor Trajans Tode zum zweiten Mal sich loszureissen versuchten, daß also Adrian immer durch neues Blutvergiessen sie zum Gehorsam bringen, und beständig eine eigene Armee dort hätte unterhalten müssen; wenn ich dir ferner sage, daß ein neuer Zuwachs von Ländern den Römern mehr schädlich als vortheilhaft seyn muste, weil das Reich schon ohnedies so groß war, daß es fast Eines Menschen Kräfte

überstieg, es gut zu regieren, was wirst du dann antworten?

Gustav.

Ja, Vater, das hattest du noch nicht gesagt.

Vater.

Du liessest mir keine Zeit dazu, es zu sagen. Merke dir bey dieser Gelegenheit die Regel, nicht zu rasch und zu voreilig über Menschen und ihre Handlungen zu urtheilen. Man thut so leicht Jemand Unrecht, wenn man, ohne die Absichten des Andern zu kennen, ja wenn man vielleicht selbst was er gethan hat, nur zur Hälfte weiß, doch schon sagen will, ob ers gut oder schlecht gemacht habe.

Der neue Kaiser war ein Mann, der in Künsten und Wissenschaften sehr gut bewandert war. Er hatte ein ausserordentliches Gedächtniß. Man erzählt von ihm, daß er, wenn er ein Buch einmal gelesen hatte, es auswendig gewußt habe; daß er alle Soldaten seiner Armee bey Namen nennen konnte, selbst die, welche schon lange ausgedient hatten. — In vielen Stücken war er seinem Vorgänger ähnlich. Er war höflich gegen Jedermann, und verstattete dem Niedern wie den Hohen den Zutritt zu sich; war noch freige-

biger als Trajan, und machte sich vorzüglich verdient durch Unterstützung solcher Männer, die durch Unglücksfälle zurückgesetzt waren, oder durch Alter und Schwachheit verhindert wurden, sich ihren nöthigen Unterhalt zu verdienen. Er konnte diese Freigebigkeit um so besser ausführen, weil er auch ein Feind aller Pracht war, und durch unnütze oder schlechte Ausgaben seine Casse nicht schwächte. Seinen Staatsbedienten verstattete er eben so wenig als seinen Hausbedienten Ungerechtigkeiten. Die Letztern hatten gewöhnlich unter den schlechten Kaisern eine bedeutende Rolle gespielt, die kaiserliche Gnade und Ungnade, Aemter so gut als Todesstrafen ertheilt. Dem Senat ließ Adrian seine Obergewalt auch nicht fühlen, sondern zeigte viel Ehrerbietung für diese Versammlung. Dagegen werden ihm aber auch manche Fehler vorgeworfen. Man behauptet, daß manche gute Eigenschaft an ihm nur Schein und Verstellung gewesen, und daß er wohl ein guter Regent, aber kein guter Mensch gewesen sey. Er soll sehr von der Neugierde geplagt worden seyn, und Spione gehalten haben, um zu erfahren was in den Häusern der Römer vorginge. Es ist ein großes Glück, daß dieser Fehler nicht so nachtheilig geworden ist, als er es hätte werden können. Wie leicht bekommt der, welcher sich so gern von Andern vorerzählen läßt, auch falsche Nachrichten; wie leicht ist es möglich, daß Menschen, die sich

zum Einsammeln von Neuigkeiten gebrauchen lassen, auch ihr Amt mißbrauchen zu Erdichtungen und Verläumdungen. Neugierde pflegt ein Fehler solcher Leute zu seyn, die keine Beschäftigung haben, und vor langer Weile nicht wissen, wie sie ihre Zeit hinbringen sollen. Daher ist es unbegreiflich, daß ein Mann, wie Adrian, der mancherlei Kenntnisse besaß, und dem die Sorge für ein so großes Reich genug Beschäftigung gab, in einen solchen Fehler der Müßiggänger verfallen konnte.

Den größten Theil seiner ein und zwanzigjährigen Regierung brachte er auf Reisen zu, auf welchen er fast alle zum römischen Staate gehörigen Länder besuchte. Solche Reisen eines Fürsten können für das Land sehr wohlthätig werden, wenn er nämlich nicht so wohl zum bloßen Vergnügen reist, sondern vielmehr um an Ort und Stelle zu untersuchen, wie die Regierung überall verwaltet wird, und welchen Mängeln und Unordnungen abzuhelfen sey. Ein Fürst, pflegte er zu sagen, müsse der Sonne gleichen, die allen Ländern Wärme und Fruchtbarkeit mittheile. Des Kaisers Reisen waren für die Römer weniger kostbar, weil er äusserst einfach und ohne allen Pomp reiste. Er machte sie fast ganz zu Fuße, und sein Kopf war weder in den heißen, noch in den kältern Ländern bedeckt. So wenig

er selbst nach den Bequemlichkeiten des Lebens verlangte, so wenig duldete er Ueppigkeiten und Bequemlichkeiten bey den Soldaten. Demungeachtet war er wegen seiner Sorge, die er im Uebrigen für sie trug, sehr bey ihnen beliebt.

Merkwürdige Begebenheiten trugen sich sonst eben unter seiner Regierung nicht zu. Nur die Juden, die noch immer den Untergang ihrer Hauptstadt nicht vergessen konnten, und an deren Spitze sich ein Betrüger gestellt hatte, der sie zu neuer Wuth anreizte, musten durch die Gewalt der Waffen zur Ruhe gebracht werden. Adrian gab den Befehl, daß künftig kein Jude sich dem zerstörten Jerusalem bis auf eine gewisse Entfernung nahen solle, und traf Anstalten zur Wiederbauung der Stadt, die jedoch einen andern Namen, Aelia Capitolina, erhielt.

Die letzte Zeit seiner Regierung ist nicht frei von grausamen Handlungen, und manche, zu denen er Befehl gegeben hatte, wurden noch durch Antonin, den er zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, verhindert. Vielleicht daß seine langwierige Krankheit, in der er sich mehrmals das Leben nehmen wollte, mit daran Schuld war. — Unter den Gebäuden, die er aufführte, ist das zu seinem Begräbniß bestimmte, Mausoleum sonst auch genannt, am berühmtesten. In der

Folge wurde es als eine Festung gebraucht; und jetzt ist es als Staatsgefängniß unter dem Namen der Engelsburg bekannt. Ausserhalb Italien hat er auch mehrere Städte erbauet oder ausgebessert, worunter sich das in der Nähe von Constantinopel liegende Adrianopel befindet, wie auch der Name euch dies schon anzeigen kann.

Mit Vergnügen führe ich euch nun zur Regierung eines recht liebenswürdigen Fürsten, des Antonin, dem der Zuname des Frommen ertheilt worden ist. Er konnte mit Recht den Namen, Vater des Vaterlandes, der bey den bösen Kaisern nichts als ein Titel, und zwar ein schändlich gemißbrauchter Titel gewesen war, annehmen. Das Gute, welches bey andern Fürsten mitunter nur Schein und Verstellung seyn mochte, hatte bey ihm seinen Grund im Herzen. Er durfte sich nicht die Liebe seiner Unterthanen durch Geschenke erkaufen; er verdiente sie ganz durch seine edle Denkungsart. Aus dem ganzen Zeitraum seiner Regierung, von zwei und zwanzig Jahren, weiß ich euch nichts von Kriegs- und Heldenthaten zu erzählen; aber dagegen muß ich seiner Aeusserung erwähnen, die mehr werth ist, als zehn erfochtene Siege: es ist mir lieber, Einen Bürger zu erhalten, als tausend Feinde zu tödten. Hätten

doch alle die Fürsten, deren Name jetzt unter den Eroberern in der Geschichte prangt, so gedacht, wie viel Elend hätte dann die Welt weniger gekannt! Er war weit entfernt von dem Stolze jener Beherrscher, die alles besser verstehen wollen, und weil sie mächtiger sind, auch klüger zu seyn glauben, als jeder Andere; vielmehr nahm er gern den Rath verständiger Männer an. Aber er war auch kein Schwachkopf, der sich immer von Andern leiten ließ, der, ohne selbst zu prüfen, blindlings befolgte, was Andere ihm riethen. Was wir von lobenswürdigen Eigenschaften bey seinen Vorgängern finden, können wir auch von Antonin rühmen; und wir dürfen nicht besorgen, in dem Leben eines solchen Fürsten Handlungen der Grausamkeit, der absichtlichen Unterdrückung und der Ungerechtigkeit zu finden. Sein Herz kannte nichts von Rachsucht für zugefügte Beleidigungen, und ertrug mit großer Geduld die unhöflichen und unehrerbietigen Reden dieses oder jenes Uebermüthigen. Ein gewisser Polemon hatte sich gegen ihn, ehe er Kaiser war, sehr unartig betragen, und da Antonin einst als Abgesandter des Staats in seinem Hause abgestiegen war, ihn wieder sehr unhöflich aus dem Hause gewiesen. Diesen Polemon nahm er als Kaiser freundschaftlich in seinem Hause auf; und als ein Schauspieler späterhin sich bey ihm über den Polemon beklagte, weil er ihn vom Theater vertrieben habe,

fragte ihn Antonin, um welche Stunde des Tages das geschehen sey. Um Mittag, antwortete der Schauspieler. Ey, versetzte der Kaiser, er hat mich um Mitternacht aus seinem Hause vertrieben, und ich habe es geduldig ertragen. Seine Erhebung zur Kaiserwürde hatte nicht die geringste Veränderung in seinem Betragen oder seiner Denkungsart hervorgebracht. Als Marcus Aurelius, den er an Kindesstatt angenommen hatte, über den Tod eines Lehrers weinte, und die Hofleute ihm dieses, als für einen Prinzen nicht anständig, verwiesen, sagte Antonin: lasset ihn doch weinen, und erlaubt ihm, ein Mensch zu seyn; die fürstliche Würde darf nicht die natürlichen Gefühle unterdrücken. Seinen Freunden blieb er ebenfalls derselbe, der er immer gewesen war, und seine Gesinnungen gegen sie blieben unverändert bis zum Tode. Das war nicht bey Adrian der Fall, wie es denn nicht ungewöhnlich ist bey Fürsten, daß sie in ihrer Gunst leicht wechseln. Aemter suchte er, so viel irgends möglich, den Würdigsten zu ertheilen, und wer ein Amt besaß, konnte sicher seyn, nicht verdrängt zu werden, es sey denn daß er durch Laster sich desselben unwürdig machte. — Auch die Christen, unaufhörlich beunruhigt von ihren vielen Verfolgern, erfuhren seinen liebreichen Sinn. Er verbot ausdrücklich, irgend Jemand deswegen zu bestrafen,

weil er ein Christ sey, wenn kein anderes Verbrechen ihm bewiesen werden könne, und befahl dagegen den Ankläger zu bestrafen. — Furchtbar durch die Waffen hatte sich Antonin bey den fremden Königen und Völkern nicht gemacht: gleichwohl aber stand er in größerm Ansehen bey ihnen, als irgend ein anderer Kaiser; und der Ruf seiner Gerechtigkeit machte es, daß sie ihn selbst zum Schiedsrichter bey ihren Streitigkeiten wählten. Er hatte seinen Namen so geehrt gemacht, daß die folgenden Kaiser ihn alle als einen Ehrennamen führen, und schon eine Empfehlung bey dem römischen Volke durch diesen Namen sich verschaffen wollten.

Sein Verlust würde schmerzhafter gefühlt seyn, wenn er nicht einen eben so würdigen Nachfolger in seinem angenommenen Sohne Marcus Aurelius gehabt hätte, der auch unter dem Namen Antonin der Philosoph bekannt ist. Antonin der Fromme hatte auch einen gewissen Lucius Verus an Kindesstadt angenommen, konnte ihm aber wegen seiner immer zunehmenden leichtsinnigen Lebensart seine Liebe nicht schenken, und hatte den Marc Aurel allein zu seinem Nachfolger ernannt. Dieser war aber so bescheiden, daß er seinen Bruder nicht zurücksetzen wollte, und nahm ihn daher zum Gehülfen und Mitregenten an. Verus war ein ausschweifender Mensch, der

sich der höchsten Schwelgerei immer mehr ergab. Zum Glück für das Reich war seine lasterhafte Lebensweise nur für ihn selbst hauptsächlich verderblich. Er überließ die Regierungsgeschäfte gern dem Antonin. Dieser wünschte ihn von seinen Lastern zu heilen, und zu einer ordentlichen Aufführung zurückzubringen. Aber er erfuhr es, wie schwer es sey, ein Gemüth, welches das Laster lieb gewonnen hat, der Tugend geneigt zu machen. Da alle seine Versuche vergeblich waren, so ertrug er ihn jedoch mit wahrhaft brüderlicher Liebe. Der Tod, der eine Folge seines unmäßigen und wilden Lebens war, befreiete ihn nach einigen Jahren von diesem zum Regenten ungeschickten Gehülfen. — Ganz das Gegentheil von ihm war Marc Aurel. Dieser hatte von seiner frühern Jugend viel Lust zu den Wissenschaften gehabt, und blieb immer ein dankbarer Schüler. Er setzte als Kaiser das Studiren noch fleißig fort, und legte sich besonders auf die Philosophie. Philosophen nannte man die, welche sich mit Nachdenken über die Gottheit, über die Welt und den Menschen ernstlich beschäftigten. Aber er stellte nicht bloß Betrachtungen an; er betrug sich auch als ein wahrer Weltweiser, war nicht heute freundlich und morgen mürrisch, nicht in dem einen Augenblick heiter, und im andern mißvergnügt, nicht abwechselnd sanft oder heftig, hart oder gütig, sondern er blieb sich zu jeder Zeit gleich. Im Se=

nat war er immer der bescheidene Mann, der nie seine kaiserliche Würde auf unangenehme Weise fühlen ließ; ein Jeder durfte dreist seine Meinung sagen, und er war aufmerksamer Zuhörer. Unter den beiden Antoninen genossen die Römer eigentlich einer wahren vernünftigen Freiheit, und hatten keine Ursache die Zeiten der Republik zurück zu wünschen. Sie besaßen ihr Eigenthum in Ruhe und Sicherheit, durften ihr Vermögen nicht zu unnützem Aufwand und zur Pracht ihrer Kaiser hergeben; vielmehr betrachteten diese beiden ruhmwürdigen Fürsten alles, was sie selbst besaßen, als Eigenthum des Staats. Aurelius war so besorgt, sein Volk zu drücken, daß er einmal in einer dringenden Geldverlegenheit sich lieber entschloß, eine große Auction von den Schätzen seines Pallastes, selbst bis auf die Kleider der Kaiserinnen, anzustellen. — An den so beliebten römischen Spielen konnte er keinen Geschmack finden; um aber dem Volke zu Gefallen zu leben, veranstaltete er diese Spiele nicht nur, sondern besuchte sie auch selbst zuweilen. Jedoch pflegte er sich dann mit Lesen oder Schreiben zu beschäftigen, weshalb der Pöbel ihn verspottete; aber das Urtheil des Pöbels macht auf einen solchen Mann keinen Eindruck. — Seine ausserordentliche Güte, die sich selbst auf sehr strafwürdige Menschen erstreckte, ist ihm von Einigen zum Vorwurf gemacht worden; und ich kann selbst

nicht leugnen, daß ich sie zuweilen viel zu weit getrieben finde. Unter andern bewies er zu große Nachsicht mit seinem ihm unähnlichen Sohne, der schon frühe verrieth, welch ein böser Mensch er einst seyn werde. Es war gewiß bey Antonin nicht Gleichgültigkeit gegen das Laster, sondern bloß Güte des Herzens, die ihn so schonend gegen die Verirrungen desselben machte. Aber diese Nachgiebigkeit wird eine wahre Schwachheit; und der Kaiser war es dem Glücke seines Sohnes und zugleich dem Staate, über den sein Sohn einst herrschen sollte, schuldig, mit Strenge seinem lasterhaften Leben Einhalt zu thun, wenn die Güte nichts mehr helfen wollte. So werdet ihr in mir, meine guten Kinder, allezeit einen Vater finden, der als Freund euch an eure Fehler erinnert: aber ich würde auch, um eures Besten willen, ein strenger Richter seyn, wenn ihr, welches ich doch gewiß von euch nicht zu besorgen habe, auf alle meine freundschaftlichen Erinnerungen nicht merken wolltet. Es wird immer dem Vaterherzen wehe thun, sein Kind strafen zu müssen; aber Strafe ist Wohlthat, wenn man dadurch künftigem größerm Unglück vielleicht vorbeugen kann. —

Die Jahre der Regierung dieses Kaisers waren nicht so friedlich, als die seines Vorgängers. Ich will aber nur des bedeutendsten Krieges erwähnen, den er mit den Marcomannen, einem deutschen Volke, zu führen hatte. Diese hatten meh=

rere andere der mächtigsten deutschen Völker mit sich verbunden, hatten auch den Römern eine große Niederlage schon beigebracht, und ihr weiteres Vordringen würde das Reich in Gefahr gebracht haben. Es gelang dem Kaiser auch ihren Fortschritten Einhalt zu thun; doch befand er sich einmal mit seiner Armee in großer Gefahr. Er war nämlich von den Feinden in einer Gegend eingeschlossen, wo Mangel an Wasser in einer heissen Jahrszeit die Soldaten in große Noth brachte. Aber ein glückliches Ereigniß rettete die Armee. Der Himmel erquickte sie durch einen starken Regen, der von den Soldaten begierig aufgefangen wurde. Zugleich verbreitete ein mit Hagel verbundenes heftiges Gewitter großes Schrecken und Verwirrung unter den Feinden. Man schrieb nachher diesen für die Römer so günstigen Ausgang dem Gebete der Christen zu, die sich in der Armee befanden. Nach einigen Jahren mußte Marc Aurel noch einmal gegen die Marcomannen zu Felde ziehen. Er wollte diesmal nicht eher den Krieg beendigen, als bis er diesen furchtbaren Feind, der jetzt sehr durch ihn gedemüthigt war, den Römern ganz unterworfen hätte. Allein der Tod hinderte ihn an der Ausführung dieses Wunsches. — Dieser Kaiser, der ein so großer Feind alles Blutvergießens war, mußte gleichwol so oft zu den Waffen greifen, und erlebte sogar die Kränkung, daß Avidius Cossius, einer

seiner geschicktesten Feldherrn, der schon lange insgeheim Verlangen nach der Regierung getragen hatte, sich öffentlich zuletzt empörte, und zum Kaiser ausrufen ließ. Die falsche Nachricht von dem Tode des Antonins verschaffte ihm anfangs starken Anhang. Aber als dieser ihm entgegen zu rücken im Begriff war, wurde ihm der Kopf seines Gegners, den zwei Offiziere getödtet hatten, schon gebracht. Dieser Anblick erregte kein anderes Gefühl bey ihm, als Mitleid; und die Familie des Avidius erhielt mehrere Proben von seiner Güte. Er schrieb an den Rath, und bat, den Anhängern des Empörers zu vergeben. Wollte Gott, fügte er hinzu, ich könnte auch denen gleich anfangs Getödteten das Leben wiedergeben! Als man ihm diese zu große Nachsicht vorwarf, und sagte, ob Avidius wohl gegen ihn so gütig gehandelt haben würde, wenn er gesiegt hätte, antwortete er: ich habe den Göttern zu viel Ehrfurcht bewiesen, und zu rechtschaffen gelebt, als daß ich hätte besorgen können, von ihm besiegt zu werden. Das ist nun eben nicht immer der Fall in der Welt, daß der Gerechte über den Ungerechten siegt, manches Mal gelingt auch dem Bösen sein Bubenstück gegen den Guten. Aber Antonin wurde in dem Glauben, daß die Tugend ihn schützen müsse, durch die auffallende Bemerkung gestärkt, daß fast alle seine schlechten

Vor-

Vorgänger ermordet, die guten Regenten Roms aber eines natürlichen Todes gestorben waren. — Er hatte nur eine schwache Gesundheit, brachte aber gleichwohl durch die mäßige Lebensart, die er führte, sein Leben ziemlich hoch. Man vermuthet, daß der Kummer über die schändliche Aufführung seines Sohnes sein Ende beschleunigt habe. Und das ist gar nicht unglaublich: denn Kummer und Sorge zerstören das Leben gewaltsam; und welcher Kummer kann tiefer angreifen das Herz der Aeltern, als der Anblick eines mißgerathenen Kindes. Ihr, lieben Kinder, seyd unsere schönste Hoffnung! wie schmerzhaft muß es seyn, wenn diese Hoffnung getäuscht wird, und die, welche die Freude unserer alten Tage seyn sollen, uns nichts als Bekümmerniß schaffen.

Lotte.

Deine Lotte will dir keine Sorge machen, guter Vater.

Leopold.

Wie wir noch kleiner waren, da hörten wir wohl zuweilen nicht darauf, wenn du uns an unsere Unarten erinnertest; aber künftig sollst du gewiß nicht sagen, daß wir ungehorsame Kinder sind.

Gustav.

Ich will auch so fleißig seyn, daß du Freude an mir haben sollst; und wenn du alt wirst, will ich für dich arbeiten.

Lotte.

Und wenn du mal krank wirst, so will ich immer bey dir sitzen, und dich pflegen.

Vater.

Kinder, wenn ihr wüßtet, welche Freude ihr mir schon jetzt durch eure gutgesinnten Herzen macht, so würdet ihr um so sicherer euer Versprechen halten. Ihr seyd mein höchstes Glück auf der Erde! folgt immer meinen Erinnerungen, dann werde ich noch oft mit Vergnügen an diesen Augenblick zurückdenken können; und wenn der Tod mich früher, als ich wünsche, von euch reissen sollte, so werde ich doch ruhiger so gute Kinder in einer Welt zurücklassen können, wo es so manche Verführer zum Bösen giebt.

So ruhig mochte unser guter Kaiser seinen ungerathenen Sohn nicht an seinem Sterbebette stehen sehen. Er ermahnte ihn noch ernstlich in den letzten Tagen, und bat seine Freunde, ihm treulich mit ihrem Rathe beyzustehen: doch mochte er wohl seine letzten Worte selbst für eben so frucht-

los halten, als es seine vormaligen gewesen waren.

Wie dieser würdige Kaiser gedacht habe, das haben wir nicht nöthig erst aus den Schriften anderer Männer, die zu jener Zeit lebten, zu lernen. Wir besitzen noch ein Buch von seiner eigenen Hand, Betrachtungen über sich selbst. Er giebt darin Nachricht von seinen guten Eigenschaften und von seinen Fehlern, von den Fortschritten, die er in seinem frühern Lebensalter gemacht hatte; Aeusserungen seiner Dankbarkeit gegen die, welchen er dieses oder jenes Gute zu verdanken habe; Ermunterungen und Entschließungen zu fortgesetztem Eifer für die Tugend. Solche Beobachtungen über sich selbst und den Zustand seines Herzens sollte billig ein jeder Mensch anstellen, da es doch ungereimt ist, so manche Kenntniß von andern Dingen zu haben, und mit sich selbst unbekannt zu seyn. Es ist dabey von großem Nutzen, sich ein ordentliches Tagebuch zu halten, worin man täglich, und was die Hauptsache dabey ist, mit voller Aufrichtigkeit niederschreibt, nicht nur, was man gethan oder womit man sich beschäftigt hat, sondern auch seine Gedanken, die Ursachen und Absichten, warum man etwas gethan oder unterlassen, die Wünsche, die man insgeheim gehegt, die Vorsätze, welche man gefaßt hat. Wie Mancher, der sich einbildet,

unter die recht guten Menschen zu gehören, weil er eben sich nicht erinnern kann, etwas Böses in seinem Leben gethan zu haben, würde ganz anders über sich urtheilen, wenn er in ein solches Buch, einen so aufrichtigen Spiegel des Herzens, hineinsehen könnte, und dann fände, daß es ihm bald nur an Gelegenheit gefehlt zum Bösen, bald ein unerwartetes Hinderniß ihn nur davon abgehalten, bald sein furchtsames Gemüth ihn davor bewahrt habe; daß er Andern zwar nicht Böses gethan, aber doch es ihnen gewünscht, nicht Unrecht zugefügt, aber sich doch darüber gefreut, Niemand um das Seinige gebracht, aber oft genug es Andern beneidet, u. s. w. Alles dergleichen müßte man in seinem Tagebuche, treu und aufrichtig niedergeschrieben, lesen können: dann würde man oft Ursache finden, mit sich selbst unzufrieden zu seyn; und diese Unzufriedenheit würde uns besser und vorsichtiger machen.

Wie gern schlösse ich hier schon die Geschichte der Römer, weil ich aus den folgenden Jahrhunderten euch wenig erfreuliche Nachrichten mitzutheilen habe. Aber habt ihr das römische Reich in den Zeiten seines höchsten Glanzes kennen gelernt, so muß ich euch auch mit seinem allmähligen Verfall und seinen letzten Schicksalen bekannt machen.

Ungefähr hundert und achtzig Jahre waren nach Christi Geburt verflossen, als Commodus von seinem Vater Antonin die Regierung empfing. Im Anfange zwar schien es, als wolle er dem Rathe der Männer, welchen sein Vater ihn empfohlen hatte, folgen, oder vielmehr er überließ ihnen die Sorge der Regierung, und überließ sich dagegen seinen Ausschweifungen. Aber bald wußten seine schlechten Freunde, die Theilnehmer seiner Laster, jene würdigern Männer zu entfernen, um selbst ungescheut und ohne Zwang mit ihrem kaiserlichen Gönner an dem Verderben des Reichs zu arbeiten. Ich finde es überflüssig, euch die schändliche Handlungsweise des Commodus zu schildern. Denkt an den Zustand des Reichs unter Domitian, Caligula oder Nero, und ihr habt eine Vorstellung von dem, was die Römer auch unter dieser Regierung zu dulden hatten. Nach zwölfjähriger Grausamkeit wurde er ermordet. Freilich war er noch sehr jung, als ihn dies Schicksal traf; gleichwohl hatte er für das Unglück Roms viel zu lange gelebt, da hingegen sein Nachfolger Pertinax, ein Mann, der vieles Unheil wieder gut gemacht haben würde, schon nach drei Monaten umgebracht wurde. Aber eben weil er gleich damit anfing, eingerissene Unordnungen wieder aufzuheben, war er kein Kaiser, wie die Soldaten ihn wünschten. Diese, und hauptsächlich die kaiserliche Leibwache waren es nun, welche dem großen Reiche, das

tüchtiger Regenten so sehr bedurfte, um sein Ansehen nicht bey den angränzenden Nationen zu verlieren, seine Beherrscher gaben. Sobald es ihnen beliebte, wurde dann ihr selbst gewählter Oberherr wieder aus der Welt geschafft, und ein neuer an dessen Stelle gesetzt, der nicht einmal immer Lust hatte, diesen gefährlichen Posten einzunehmen, aber, wenn er sein Leben nicht gleich schon verlieren wollte, gehorchen muste. Schon lange war es Gebrauch gewesen, daß die Kaiser den Soldaten bey dem Antritt ihrer Regierung ein großes Geschenk machen musten. Diese Forderung wurde immer größer und unverschämter; und es ging zuweilen sogar so weit, daß sie das Reich an die Meistbietenden ausboten und verkauften. Endlich erlebten die Römer es, daß sie wirklich selbst nicht recht wußten, wer ihr Kaiser sey. Die Soldaten der Armeen, die in andern römischen Ländern standen, wollten eben so gut, wie die Leibwache in Rom, das Recht haben, Kaiser zu wählen; und mehrmals zogen diese Armeen gegen einander, um ihre Sache gewaltsam auszumachen. Auf solche Weise war die Regierung der meisten Kaiser nur sehr kurz, und ihre Herrlichkeit dauerte zuweilen kein Jahr. Diesen traurigen Zustand des sonst so furchtbaren Reichs benutzten mehrere fremde Völker, die von den Römern mit dem gemeinschaftlichen Namen Barbaren bezeichnet wurden, in das römische Reich einzudringen. Die

Gothen, die Vandalen, die Scythen, die Perser, und manche deutsche Nationen machten zu verschiedenen Zeiten gefährliche Versuche dieser Art. Zuweilen schenkte ihnen indessen der Himmel noch einzelne bessere Oberherren, die das Reich vom Untergange retteten. Es würde euch wenig nüzzen, wenn ich euch die Namen aller der Kaiser des nächsten Jahrhunderts der Reihe nach nennen wollte. Einige haben ihr Andenken zu ihrer Schande leider genug verewigt, die in jedem Stande verächtliche Menschen gewesen wären, aber als mächtige Beherrscher Roms wahre Ungeheuer wurden. Als solche sind Caracalla und Heliogabalus berüchtigt. Der Letztere, der mit den bösen Kaisern alle Laster gemein hatte, übertraf an Verschwendung alle seine Vorgänger, welches doch gewiß viel sagen will. Er brachte seine Unterthanen an den Bettelstab, und wenn er lange gelebt hätte, so würde die allgemeine Noth und Armuth des Reichs ihn zur Mäßigkeit gezwungen haben. Auf seiner Tafel verlangte er solche Speisen immer, die mit großen Kosten aus entfernten Ländern herbeygeschafft werden musten. Seefische aß er nicht anders, als wenn er vom Meere recht weit entfernt war. Zungen von Pfauen und Nachtigallen, imgleichen das Gehirn von Papageien und Phasanen waren seine Lieblingsgerichte. Seine Hunde fütterte er mit Gänselebern, und seine wilden Thiere mit Rebhühnern

und Phasanen. In seinem Pallaste war alles von Gold, was nur irgends daraus gemacht werden konnte. Das goldene Geschirr, was bey der Abendmahlzeit gebraucht war, vertheilte er an die Gäste und Bedienten. Wenn er den Soldaten Geschenke machte, so bestanden sie nicht allein in Geld, sondern in goldenen und silbernen Gefäßen, Perlen und Edelsteinen. Seine Fischteiche soll er mit Rosenwasser angefüllt haben. — Doch ihr habt wohl schon genug davon gehört, um euch die Seufzer der armen geplünderten Unterthanen denken zu können. Einen prächtigen Tempel ließ er für einen neuen Gott oder vielmehr Götzen bauen, den er über alle andern römischen Gottheiten setzte, und nach sich selbst Heliogabalus nannte. Alle andern Tempel beraubte er ihrer Schätze, um diesen neuen damit zu schmücken. Ungeachtet aller seiner an die Soldaten verschwendeten Summen wurde er doch von diesen ermordet, und sein todter Körper in die Tiber geworfen. So konnte der, dem alles im Leben zu klein und verächtlich gewesen war, nach dem Tode nicht einmal ein ehrliches Begräbniß erlangen. — Es war ein großes Glück für die Römer, daß sie nach seinem Tode nicht gleich wieder in die Hände eines ähnlichen Tyrannen fielen, sondern unter seinem guten Nachfolger Alexander Severus die erfahrnen Mißhandlungen wieder etwas vergessen konnten. Das war ein Mann, der auf Kriegszucht wieder hielt, und

zeigte, was man mit Entschlossenheit selbst über einen zügellosen verwilderten Haufen vermag. Da er streng gegen Verbrecher, und Feind aller Bedrückung seiner Unterthanen war, so muste er auch geschickt seyn, die Wunden, welche Heliogabal ihnen geschlagen hatte, zu heilen. Indessen konnte auch die große Liebe der Römer ihn nicht vor gewaltsamer Ermordung schützen.

Gustav.

Die Römer waren es ja aber auch nicht werth, gute Kaiser zu haben, wenn sie die guten wie die bösen umbrachten.

Vater.

Du vergißt, daß es nicht die römischen Bürger oder Senatoren waren, welche sich an dem Leben ihrer Kaiser vergriffen, sondern die Soldaten. Jene hatten nun einmal das Unglück, von diesen regiert zu werden. Dazu kam, daß die Römer viele Armeen in allen Gegenden ihres Reichs halten musten, wovon die wenigsten bey der gewöhnlich kurzen Regierung ihrer Kaiser dieselben kennen lernten. Wenn sie also einmal zu ihnen sich hinbegeben musten, so waren sie ihnen fremd, und so konnten sie von der einen Armee geliebt werden, und bey einer andern, die vielleicht unverschämter in ihren Forderungen war, oder der irgend etwas an ihrem Kaiser nicht gefiel, ihren Tod finden. Ueberhaupt

gehören ja nur einige wenige Bösewichter zur Ausführung einer so bösen That, und die besten Kaiser können es nicht allen bösen Menschen recht machen, ja es ist grade ihre Pflicht, den schlechten Menschen nicht zu Willen zu leben.

Gustav.

Wenn sie nun auch an dem Tode der Guten nicht Schuld waren, so hätten sie doch die Bösen früher wegjagen können.

Leopold.

O ja, wenn die Soldaten ihnen nur nicht beygestanden und sie geschützt hätten.

Vater.

Hatten sie doch grade unter den schlechten Fürsten die meiste Freiheit. Zuweilen hatten sie auch den Pöbel auf ihrer Seite: denn der war mit seinem Kaiser recht gut zufrieden, wenn er ihnen nur recht prächtige Schauspiele zum Besten gab, und es nicht an Brod fehlen ließ. Wehe dem Staate aber, wo rohe Kriegsvölker oder der unvernünftige Pöbel ihren Willen zum Gesetze machen: dann geht er, wie der römische, seinem sichern Untergange entgegen.

Ich übergehe nun mehrere unwichtige Kaiser, von denen doch zum Theil nicht mehr zu sagen ist,

als: sie wurden von den Soldaten auf den Thron gesetzt, sie wurden von ihnen ermordet; um euch mit einigen andern bekannt zu machen, die wieder auf eine zeitlang das Vaterland retteten. Der Erste, der diese Auszeichnung verdient, ist Claudius. Er vertrieb die Gothen aus dem römischen Gebiet, und erfocht über sie einen der größten Siege. Aus dem Briefe, den er vor der Schlacht an den Senat schrieb, können wir einigermaßen den Zustand des Reichs kennen lernen. „Ich bin im Begriff, schreibt er, mich mit den Feinden zu schlagen. Sie sind dreihundert und zwanzig tausend Mann stark. Wofern ich sie überwinde, werdet ihr hoffentlich nicht undankbar seyn. Sollte ich nicht glücklich seyn, so werdet ihr euch erinnern, daß ich nach der Regierung des Gallienus fechte. Das ganze Reich ist völlig ausgezehrt und erschöpft, theils von ihm, theils von den vielen Tyrannen, welche sich während seiner Regierung der höchsten Gewalt bemächtigt, und unsere Provinzen verwüstet haben. Es fehlt uns sogar an Schilden, Schwerdtern und Spießen. Die Provinzen Gallien und Spanien, die vornehmste Macht des Reichs, ist in Tetricus Händen. Unsere Bogenschützen werden uns zu unserer großen Schande von der Zenobia vorenthalten. Was wir also bey unsern gegenwärtigen Umständen glücklich ausführen, muß für groß gehalten werden." Claudius überwand alle Hin-

dernisse, und vernichtete diesen ungeheuern Haufen Feinde, oder machte sie zu Gefangenen. Seine Regierung war nur zu kurz, als daß sein Vaterland den vollen Gewinn aus seinen Tugenden hätte ziehen können. —

Sein Nachfolger Aurelian setzte die Befreiung seines Vaterlandes von den fremden Völkern mit vielem Glück fort. Eine seiner wichtigsten Thaten ist die Besiegung der mächtigen und muthigen Zenobia, Königin von Palmyra, welche die Schwäche des römischen Reichs benutzt, und sich in den Besitz der römischen Provinzen im Morgenlande gesetzt hatte. Der Krieg endigte mit der Eroberung von Palmyra, einer der prächtigsten Städte der alten Welt, wie das noch jetzt die Ruinen verrathen, wovon Reisende uns Beschreibungen geliefert haben. Die Königin selbst hatte das Schicksal, in Gefangenschaft zu gerathen, und den triumphirenden Einzug des Kaisers in Rom verschönern zu müssen. — Nach Aurelians Tode trat der in der damaligen Zeit merkwürdige Fall ein, daß ein Kaiser einmal wieder vom Senat ernannt wurde. Die Soldaten begingen nämlich die bey ihnen ganz ungewöhnliche Artigkeit, jener Versammlung die Wahl des neuen Kaisers zu übertragen. Der Senat, der ja wohl in die ihm widerfahrende Ehre sich nicht zu finden wußte, war von seiner Seite wieder so höflich, sich die Ehre zu

verbitten. Da aber die Soldaten wiederholt darauf bestanden, und die neuen Einfälle der Barbaren ins Reich die längere Verschiebung der Wahl nicht erlaubten, so erklärte der Rath einen aus ihrer Mitte, den Tacitus, zum Kaiser. Dieser entschuldigte sich zwar mit seinem hohen Alter, muste aber doch den Bitten nachgeben. Wirklich hätten auch die Senatoren nicht leicht eine bessere Wahl treffen können, wenn nur nicht das hohe Alter des Erwählten die kurze Dauer seiner Regierung zum voraus angezeigt hätte. Gleichwohl wollte Tacitus, nachdem er mehrere löbliche Einrichtungen in Rom gemacht hatte, auch die Pflicht eines Kaisers, selbst gegen die Barbaren ins Feld zu ziehen, erfüllen, war auch siegreich gegen sie, kehrte aber aus diesem Feldzuge nicht wieder nach Rom zurück.

Der folgende Kaiser Probus wird von einigen Schriftstellern ganz vorzüglich gerühmt, und vielleicht zu übertrieben über alle vorigen römischen Kaiser gesetzt. Daß er glückliche Kriege geführt und durch sie die Ruhe des Reichs befördert hat, wollen wir hier nicht als etwas vorzügliches anführen, weil er diesen Ruhm mit mehreren Andern, die zum Theil noch größere Thaten gethan, gemein hat. Aber der erste Kaiser war er wohl, der seine Soldaten in Friedenszeiten vor Müßiggang zu bewahren und in beständiger Thätigkeit

zu erhalten suchte. Da der Staat sie unterhält, so ist es nicht mehr als billig, sagte er, daß sie auch für den Staat arbeiten. Und darin hatte er vollkommen recht. Er gebrauchte sie daher, Städte, Brücken und andere öffentliche Werke zu bauen, Moräste auszutrocknen, Weinberge zu pflanzen, und zu mehreren dergleichen nützlichen Beschäftigungen. Aber die Arbeiten an sich waren nicht der einzige Vortheil. Die häufigen Kriege machen den Soldaten roh und hart. Wenn nun dazu in den Zeiten des Friedens ein ganz geschäftloses Leben kommt, ist es denn Wunder, daß sie auf Ausschweifungen aller Art verfallen, und daß auch an ihnen das bekannte Sprichwort sich als wahr bestätigt: Müßiggang ist aller Laster Anfang. Hätten doch die Kaiser in frühern Zeiten schon es wie Probus gemacht, so wären vielleicht manche Auftritte des Schreckens und der Grausamkeit den Römern erspart. Es läßt sich übrigens wohl denken, daß die Soldaten mit dieser neuen Einrichtung des Kaisers nicht zufrieden waren. Wer sich einmal an ein unthätiges Leben gewöhnt hat, dem will zweckmäßige und anhaltende Arbeit nicht schmecken. Dazu kam, daß es die Absicht des Kaisers schien, die stehenden Heere abzuschaffen, und wieder die alte Sitte einzuführen, da jeder Bürger zur Zeit der Noth in den Krieg ziehen muste; welches seine Aeusserung bestätigte, er hoffe, daß man bald

keine Kriegsheere mehr nöthig haben werde. Dies zusammengenommen gab die traurige Veranlassung zu seiner Ermordung. Wahrscheinlich war diese Uebelthat nur ein Werk der übereilten Hitze. Denn die Armee beklagte doch nachher seinen Tod, und setzte ihm ein prächtiges Grabmal mit der Aufschrift: Hier liegt der Kaiser Probus. Wie sein Name war, so war sein Leben. Er bezwang alle Barbaren und überwand alle Tyrannen!

Länger, als aller seiner Vorgänger des letzten Jahrhunderts, war die Regierung des Diocletian; und auch zu den bessern gehört im Ganzen diese Regierung, obgleich er mehrere Gehülfen angenommen hatte, und die Eifersucht und Herrschbegierde leicht innere Unruhen hätte veranlassen können. An Beunruhigungen der römischen Provinzen von Aussen fehlte es aber nicht. Die Christen hatten indeß Ursache sehr unzufrieden mit ihm zu seyn, weil sie mehrere Jahre hindurch die grausamste Verfolgung im ganzen Reiche auszustehen hatten. Und weil diese unter den Begebenheiten seiner Regierung am bekanntesten geworden ist, so kommt es wohl daher, daß sein Name überhaupt in einen üblern Ruf gekommen ist, als er es wegen seines übrigen Verhaltens verdient. Er legte zuletzt seine Regierung nieder, und brachte den Rest seiner Tage in der Stille

auf einem Landgute zu. Man wollte ihn hier zwar überreden, die Regierung noch einmal wieder anzunehmen; aber seine Antwort war: wenn ihr nur zu mir kommen wolltet, und den Kohl sehen, den ich mit eigenen Händen gepflanzt habe, so würdet ihr es mir nachher nicht wieder zumuthen, an die Regierung zu denken. Für einen so bejahrten Mann war auch dieses ruhige Landleben weit angemessener, als die schweren und mit so vieler Unruhe verbundenen Regierungsgeschäfte.

Uebrigens fehlt es uns aus dieser Zeit der römischen Geschichte manchesmal an bestimmten Nachrichten. Das goldene Zeitalter der Römer in Künsten und Wissenschaften war vorüber. An Geschichtschreiber, wie Tacitus, Livius, Sallust und Sueton; an Dichter, wie Virgil, Horaz und Ovid; an Redner und Philosophen, wie Seneca, Cicero und Quinctilian, war jetzt nicht mehr zu denken.

Es ließ sich erwarten, daß die verschiedenen Regenten, welche sich in die Länder des römischen Reichs getheilt hatten, nicht lange in voller Eintracht regieren würden. Daher kam es wieder zu manchem innern Blutvergießen. Ein sehr braver Mann unter ihnen war der Kaiser Constantius,

tius,

tius, der Spanien, Gallien und Britannien unter seiner Herrschaft hatte, und seine Unterthanen so wenig als möglich mit Abgaben zu belästigen wünschte. Er war daher äusserst sparsam, und seine häusliche Einrichtung war so eingeschränkt, daß er Hausgeräth leihen muste, wenn er mal seine Freunde bewirthen wollte. Es wurden ihm sogar einmal Vorwürfe vom Diocletian gemacht, als beachte er zu wenig das Beste des Staats, indem er die Staatscasse immer leer lasse. Constantius schickte sogleich zu den Reichen herum, mit der Anzeige, daß es ihm an Gelde fehle, und daß sie ihm jetzt einen Beweis ihrer Liebe geben könnten. Nach einigen Tagen führte er die Abgeordneten des Diocletian in die Schatzkammer; und wie erstaunten diese, als sie wider alles Erwarten sie so reich gefüllt sahen. Seht, sagte Constantius zu ihnen, wie die Liebe der Unterthanen der kostbarste und sicherste Schatz ist. Der großmüthige Fürst gab nachher alles Geld wieder zurück, und dankte den Gebern für ihren bewiesenen Diensteifer. — So wie seine Mitregenten die Christen in ihren Ländern verfolgten und drückten, so schützte er sie in den Seinigen, und es fehlte vielleicht nicht viel, daß er nicht selbst Christ wurde. Unter seinen Hofbedienten befanden sich viele Christen. Um diese auf die Probe zu stellen, befahl er ihnen einst, ihre Religion aufzugeben und den heidnischen Göt-

tern zu opfern, oder ihre Aemter zu verlassen. Viele waren so ehrliche Leute, daß sie das Letztere wählten. Diesen bezeugte der Kaiser darauf seinen vollen Beifall; den Andern, die schwach genug gewesen waren, um der äussern Ehre und des Vortheils willen ihre Religion zu verläugnen, gab er einen schimpflichen Abschied, und sagte die schönen und wahren Worte: wer seinen Gott verrathen kann, wird sich auch kein Gewissen daraus machen, seinen Fürsten zu verrathen. — Von dieser Zeit fing der Zustand der Christen sehr bedeutend an, sich zu verbessern. Nach dem Jahre dreihundert waren fast alle Kaiser nicht nur dem Christenthume gewogener, sondern selbst öffentliche Bekenner desselben. Merkwürdig ist in der Geschichte der christlichen Religion Constantin der Große, der Sohn des Constantius, geworden, als erster christlicher Kaiser, wenigstens als der Erste, der es wagte, seine Vorliebe fürs Christenthum öffentlich zu erkennen zu geben.

Constantin war anfangs nur Herr desjenigen Theils vom römischen Reiche, den sein Vater beherrscht hatte, bis es ihm nach mehreren Jahren gelang, die Mitregenten zu verdrängen, und das Ganze wieder unter seiner Oberherrschaft zu vereinigen. Auf einem seiner bey dieser Gelegenheit unternommenen Feldzüge soll er nach den

Erzählungen der Schriftsteller eine Erscheinung gehabt haben, die ihn bewogen, sich als offenbaren Beschützer des Christenthums zu zeigen. Auf dem Marsche habe nämlich einst des Mittags ein glänzendes Kreuz sich ihm am Himmel gezeigt, mit der Ueberschrift: durch dieses wirst du siegen. Nun müßt ihr wissen, Kinder, daß das Zeichen des Kreuzes bey den Christen sehr in Ehren war, als eine Erinnerung an Jesum, der am Kreuze sterben muste. Folglich sollten die Worte ihm anzeigen, daß das Christenthum ihm den Sieg verschaffen werde, wenn er nämlich sich für dasselbe erklären wolle.

Gustav.

Ist denn das wirklich am Himmel zu sehen gewesen?

Vater.

Was es damit eigentlich für eine Bewandniß gehabt habe, läßt sich jetzt nicht gut mit Gewißheit angeben. Es ist möglich, daß etwas ungewöhnliches am Himmel sichtbar gewesen ist, weil es mehrere natürliche Lufterscheinungen gibt, die, je seltener sie sind, um so leichter für etwas ausserordentliches gehalten werden; und abergläubige Menschen suchen dann gleich auch den natürlichsten Erscheinungen der Art eine Bedeutung zu geben.

Vielleicht daß die Sonnenstrahlen sich in den Wolken so brachen, daß sich daraus eine Figur bildete, die Aehnlichkeit mit einem Kreuze hatte; vielleicht daß die Einbildungskraft des Constantin darin nur eine solche Aehnlichkeit ihn hat finden lassen.

Leopold.

Aber wie ist es denn mit den Worten zugegangen, die darüber gestanden haben sollen?

Vater.

Die Worte hat denn wohl der gute Kaiser sich nur hinzugedacht. Seine Seele war vielleicht mit dem Gedanken ans Christenthum, und mit dem Wunsche, es öffentlich anzunehmen, sehr beschäftigt; er hoffte von dem Gott der Christen Unterstützung in seinem Kampf mit den Mitregenten, und fand um so leichter in jenem Zeichen die Versicherung, daß ihn als Bekenner des Christenthums das Glück begleiten werde. Andere haben das Ganze für eine Erfindung und bloßes Vorgeben des Kaisers gehalten, indem er gern seinen Uebergang zum Christenthum als eine Aufforderung des Himmels angesehen wissen wollte. Dem sey nun wie ihm wolle, so ist so viel doch gewiß, daß er seit jener Zeit ein Kreuz vor dem Heere in seinen Kriegen hertragen ließ. — Er that alles, um dem so lange verfolgten Christenthum, nicht bloß Ruhe,

sondern Aufnahme zu verschaffen; mehrere Tempel der heidnischen Götter wurden in christliche Kirchen verwandelt, und jetzt, da ein Jeder frei seinen Glauben bekennen konnte, zeigte es sich, wie groß schon die Zahl der geheimen Freunde dieser Lehre gewesen sey. Jedoch ging Constantin sehr vernünftig bey dieser großen Veränderung im römischen Reiche zu Werke. So sehr er die Christen begünstigte, und manches auch von dem heidnischen Götzendienst abzuschaffen suchte, so zwang er doch keinen Römer, seine Götter zu verlassen, sondern gestattete einem Jeden, seiner Ueberzeugung zu folgen. Und dies war vortheilhafter fürs Christenthum, als wenn er mit Gewalt und durch Marter die Heiden zur christlichen Lehre getrieben hätte: denn Qualen und Strafen waren nicht das Mittel, die neue Religion beliebt zu machen.

Es wäre zu wünschen, daß man von einem Manne, der so viel für eine Lehre that, welche alle Menschen zu lieben befiehlt, auch nichts als Handlungen der Menschenliebe zu erzählen hätte. Allein so wenig wir ihm manche Verdienste absprechen und Lob für viel Gutes seiner Regierung versagen können, so wenig lassen sich jedoch alle Handlungen seines Lebens entschuldigen. Ich verlange damit nicht, daß er keine Fehler hätte blikken lassen sollen: aber Handlungen wahrer Un-

gerechtigkeit und Grausamkeit durfte ein Mann nicht begehen, der für einen wahren Bekenner des Christenthums gehalten werden wollte. Sein Herz war also durch die Religion noch nicht wirklich gebessert, und es mochte ihm, der unter Heiden groß geworden war, wohl gehen, wie es leider noch vielen Christen zu unserer Zeit geht, daß er nämlich glaubte, das äussere Bekenntniß und die äussere Anbetung Gottes sey schon Religion.

Eine wichtige Veränderung, die Constantin vornahm, war es auch, daß er Rom, welches so lange die Residenz der Kaiser gewesen war, verließ, und den Sitz der Regierung nach Byzanz, welches nachher Constantinopel genannt wurde, verlegte. Dieses war damals noch eine unbedeutende Stadt; aber Constantin ließ eine große Menge prächtiger Gebäude und viele Kirchen aufführen, und unterließ auch nichts, es zu einer volkreichen Stadt zu machen. Man behauptet, daß die unartige Begegnung, die ihm vom Volke in Rom wegen seiner Vorliebe fürs Christenthum widerfahren sey, ihn bewogen habe, diese Stadt zu verlassen. Der Kaiser hätte auch wohl andere vernünftige Gründe haben können, Byzanz zu wählen. Erstens lag es an der Gränze zwischen den europäischen und asiatischen Provinzen der Römer; und zweitens waren grade diese Gegenden den Einfällen der furchtbarsten Feinde am meisten

ausgesetzt, und seit langer Zeit unaufhörlich beunruhigt worden.

Seine drei Söhne, Constantin, Constans und Constantius, folgten ihm in der Regierung, wurden aber sehr bald unter sich uneins. Die beiden Ersten verlohren ihr Leben im Kriege, und der Letzte kam erst nach vieljähriger Unruhe zum alleinigen Besitz des Reichs. Sie waren Alle Beschützer des Christenthums, machten aber doch demselben durch ihr Leben eben keine große Ehre.

Die unrühmliche Regierung dieser christlichen Kaiser, mochte wohl eine Hauptursache seyn, daß der Kaiser Julianus wieder feindselige Gesinnungen gegen die Christen zeigte, und die ihnen zugestandenen Vortheile ihnen wieder entriß. Seine nächsten Verwandten waren unter der vorigen Regierung ums Leben gebracht. Dazu kamen ärgerliche Streitigkeiten der Christen unter einander, die damals schon wegen verschiedener Meinungen sich zu verfolgen anfingen. Ein solches liebloses Betragen der Christen gegen einander mochte wohl bey Julian Anstoß erregen. Es ließe sich sonst kaum erklären, wie ein übrigens so kluger und verständiger Mann dem unvernünftigen römischen Götzendienst vor der weisen Lehre Jesu den Vorzug habe geben können. Er verfolgte

die Christen nicht, wie die andern Kaiser, durch Martern und Lebensstrafen, sondern durch Spott. —

Julian hatte sich frühzeitig an Mäßigkeit und Sparsamkeit gewöhnt. Als er noch in Gallien als Befehlshaber stand, zog er die einfache Kost der Soldaten den köstlichen Gastmahlen vor; er schlief wenig, und brachte einen Theil der Nacht mit Lesen und Schreiben zu. Einige seiner Schriften sind bis auf uns gekommen. Alle jene Schauspiele zur Belustigung des Volks waren ihm äusserst zuwider. Zum vorzüglichen Lobe aber gereicht es ihm, daß er so ernstlich bemüht war, dem Volke die Last der Abgaben zu erleichtern. In dieser Absicht verminderte er auch die übertriebene Anzahl von Hofbedienten, und schaffte über tausend solcher unnützen Geschöpfe ab, die kein anderes Geschäft hatten, als ihre Einnahmen in träger Gemächlichkeit zu verzehren. — In einem Kriege mit den Persern fand er einen frühzeitigen Tod. Er starb an einer erhaltenen Wunde, kaum zwei und dreißig Jahre alt, aber doch mit großer Fassung und Gelassenheit. Ich werde gefordert, sagte er sehr schön zu seinen umstehenden Freunden, der Natur die letzte Schuld zu bezahlen, und thue dies willig, weil ich weiß, daß der Zustand der Seele glücklicher sey, als der Zu-

stand des Leibes. Ich unterwerfe mich, obgleich in der Blüthe meines Alters, mit Freuden den ewigen und unveränderlichen Rathschlüssen der Götter, und habe viel Ursache ihnen zu danken, daß sie mich nicht an langwieriger Krankheit, nicht durch die Hände von Verschwornen, nicht als Verbrecher sterben lassen, u. s. w.

Unruhiger wurden jetzt wieder die Zeiten, und immer drohender die Umstände im römischen Reiche. An allen Gränzen desselben standen große Völkerschaften, immer bereit ins Gebiet der Römer einzubrechen. Jede Schwäche der Kaiser, jede innere Unruhe, wurde von ihnen benutzt, einen Einfall in die nächsten Provinzen zu thun. Die römischen Kriegsheere fochten zwar mitunter noch tapfer genug; aber sie bestanden aus einer Menge Nationen, und ein großer Theil der feindlichen besiegten Völker war mit unter die Soldaten gesteckt, welches dem Reiche nachher sehr zum Verderben gereichte. Die Gothen, dieses den Römern schon mehrmals so furchtbar gewordene Volk, waren von einem andern Volke, den Hunnen, aus ihrem Lande vertrieben, und suchten Aufnahme bey den Römern. Der Kaiser Valens erlaubte einem Theile von ihnen auf römischem Gebiete sich niederzulassen, beging aber

zugleich die Unvorsichtigkeit, daß er, anstatt entferntere Wohnungen ihnen anzuweisen, sie an der Gränze ließ, wo sie immer in Verbindung mit ihren Landsleuten bleiben konnten. Als nachher eine Empörung unter ihnen ausbrach, beging er die zweite Unvorsichtigkeit, sich zu voreilig in eine Hauptschlacht mit ihnen einzulassen, ehe die für ihn anrückende Unterstützung angelangt war. Er hatte die Ehre des Sieges mit keinem Andern theilen wollen, und erlitt, statt des gehofften Sieges, eine große Niederlage. Seine Voreiligkeit kostete ihm selbst das Leben. Man fand keine Spur von seinem Körper, und nach den meisten Nachrichten soll er in einem brennenden Hause mit verbrannt seyn. — Nun drangen mehrere Nationen in diese Gegenden des römischen Gebiets ohne Widerstand ein, und richteten die abscheulichsten Verheerungen in den unglücklichen Ländern an, die das Schicksal hatten, von ihnen überfallen zu werden.

Noch einmal rettete indeß Theodosius der Große das Reich, und that mit Glück den weitern Fortschritten der Barbaren Einhalt. Wenn ich ihn aber den Retter des Reichs in seinen damaligen Drangsalen nenne, so muß ich doch auch von der andern Seite bemerken, daß er, freilich ganz gegen seinen Willen, den Untergang desselben durch die Theilung der Länder unter

seine beiden Söhne befördert habe. Seine Absicht mochte wohl seyn, ihnen die Regierung des weitläuftigen Staats in diesen bedenklichen Zeiten zu erleichtern, und sie in den Stand zu setzen, ihre Sorge und Aufmerksamkeit besser auf die ihnen anvertrauten Länder wenden zu können, wie denn auch die Kaiser schon seit einiger Zeit sich hatten gefallen lassen, Gehülfen in der Regierung zu haben. Aber die Absicht des Kaisers wurde ganz verfehlt, wie ich gleich erzählen werde. Ich bemerke nur noch, daß dieser Kaiser großen Eifer für das Christenthum bewiesen hat. Er gab sich alle Mühe, den heidnischen Götzendienst, der noch immer viele Anhänger, besonders in Rom hatte, ganz zu unterdrücken, und zeigte eine große Ehrerbietung vor den christlichen Bischöffen und ihren Befehlen. Einen Beweis davon gab er unter andern bey einer Gelegenheit, die seiner Regierung zugleich nicht zur Ehre gereicht. In Thessalonich war ein Aufstand des Volks gewesen, worin des Kaisers Befehlshaber ermordet wurde. Theodosius ließ anfangs seinen Zorn darüber von den Bischöffen besänftigen. Nachher folgte er aber andern Rathgebern, sandte Soldaten zur Bestrafung der Thessalonicher ab, und ließ mehrere Tausend der Einwohner niederhauen ohne allen Unterschied der Schuld oder Unschuld, des Alters oder des Geschlechts. Als die Nachricht von diesem Blutbade bekannt wurde, machte

der Bischoff Ambrosius dem Kaiser sehr ernsthafte Vorwürfe über diese Grausamkeit, und der Kaiser, weit entfernt darüber böse zu werden, nahm diese Zurechtweisung mit aller Demuth an. Als ein paar Tage nachher derselbe sich in die Kirche begeben wollte, wurde ihm von Ambrosius vor der Kirchthüre der Eingang versagt, weil er unwürdig sey nach einem solchen Verbrechen in die Versammlung zu kommen, wenn er nicht vorher öffentliche Buße gethan hätte. Der Kaiser unterwarf sich willig auch allem, was in dieser Rücksicht von ihm gefordert wurde. Was jene ersten Vorwürfe betrifft, welche der Bischoff dem Kaiser machte, so müssen wir die Freimüthigkeit loben, womit Ambrosius auch einem Kaiser die Wahrheit zu sagen wagte, und sein Amt brachte es mit sich, das Böse zu tadeln, mochte es begehen wer es wollte. Eben so gereichte es dem Kaiser zur Ehre, das er der Wahrheit Gehör gab, und es nicht übel nahm, wie ein Anderer ihn an seine Fehler erinnerte. Aber die nachherige Dreistigkeit des Ambrosius, so wie die Unterwürfigkeit des Kaisers, sind auch bemerkenswerth, weil sie uns einen Beweis geben, wie die Bischöffe schon damals anfingen, den Grund zu der gewaltigen Macht zu legen, welche sie in den folgenden Jahrhunderten sich anmaßten; wo sogar ein deutscher Kaiser vor einem Bischoff in Rom oder Pabst barfuß erscheinen, und stundenlang im Hofe

bey heftiger Kälte vergebens auf die Gnade warten mußte, vorgelassen zu werden. Wenn ich euch künftig einmal erzählen werde, welche Schicksale die wohlthätige Lehre Jesu gehabt habe, wie sie verfolgt und dann allgemein ausgebreitet, darauf verunstaltet und aus göttlicher Weisheit zum widerlichen Menschenwerk gemacht sey, dann wollen wir auch jener Geschichte ausführlicher gedenken.

Ich habe schon gesagt, daß Theodosius wider seine Absicht das Reich seinem Untergange näher gebracht habe, er theilte es unter seine beiden Söhne Arcadius und Honorius, so, daß Jener die römischen Provinzen gegen Morgen erhielt, wovon Constantinopel die Hauptstadt war, und Dieser die gegen Abend gelegenen, wozu Italien und folglich die alte Hauptstadt Rom gehörte. Das Reich des Arcadius hieß nun das morgenländische Kaiserthum, und das des Honorius das abendländische. Weil die Prinzen noch sehr jung waren, so wählte er ein paar Staatsbedienten, welche sie bey der Regierung unterstützen sollten. Dies war allerdings sehr nothwendig, weil es so jungen Fürsten an Kenntniß sowohl, als Erfahrung fehlen muste, und

das römische Reich damals mehr als je erfahrner Führer bedurfte. Aber der gute Kaiser hatte nur auf die Geschicklichkeit und Tapferkeit der Gehülfen gesehen, die er seinen Söhnen gab, aber nicht daran gedacht, ob der Geist der Eintracht unter ihnen herrschen, oder ob nicht der unselige Ehrgeiz mehr feindlichen als freundschaftlichen Sinn ihnen einflößen würde. Die Folge zeigte nur zu bald, wie gegründet diese Besorgniß hätte seyn können. Die jungen Kaiser traten ihre Regierung an, oder vielmehr die Reichsgehülfen Rufinus und Stilico: denn die Kaiser musten nur den Namen zu Allem hergeben. Welches Geistes Kinder die beiden Männer waren, zeigte sich bald an der Habsucht, mit der sie die Schätze des Reichs nicht in die Cassen des Staats, sondern in ihre eigenen leiteten, und an der Eifersucht, die sie gegen einander nur zu deutlich verriethen. Ehrsucht und Herrschbegierde unterhielt beständig bey ihnen den Wunsch, einander zu verdrängen, und sich zu einzigen Gebietern über beide Reiche zu machen. Rufinus, der Regent in den Morgenländern, suchte selbst das Reich in Verwirrung zu bringen, um diese Verwirrung zu seinem Vortheil zu benutzen, und die zu stürzen, die seiner Herrschsucht im Wege standen. Er reizte unter der Hand den Alarich, Anführer der Gothen, zum Kriege, und bewog ihn, noch andere Völker an sich zu ziehen, um mit ihnen vereint ins Reich einzufal-

len. Stilico zog den Morgenländern zu Hülfe; der eifersüchtige und vor Stilicos Armee besorgte Rufinus ließ ihm aber durch den Kaiser befehlen zurückzuziehen, und verrieth dadurch, und durch die Artigkeit, welche die Gothen gegen ihn selbst bezeigten, daß er im geheimen Einverständniß mit ihnen sey. Von der andern Seite war es die eigentliche Absicht des Stilico auch wohl nicht gewesen, die Barbaren zu vertreiben, sondern die Umstände zu benutzen, um sich im morgenländischen Reiche auch festzusetzen. Unterdessen seufzten die armen Einwohner jener Gegenden unter den Grausamkeiten der Barbaren, und der schändliche Rufinus konnte selbst für sich durch die Verheerung seines Vaterlandes nichts gewinnen. Er wurde bald nachher ermordet, und sein Tod verbreitete allgemeine Freude. Indessen wurde dadurch in der Hauptsache wenig gewonnen, da in seine Stelle ein Mann trat, der nichts besser, als sein Vorgänger, war. Stilico erschien noch einmal mit einer Armee, und brachte wirklich die Gothen sehr in die Enge. Aber der Kaiser Arcadius verglich sich mit ihnen, und Stilico muste zum zweiten Male sich zurückziehen. — Was nun den Stilico anbetrifft, so ist zwar nicht zu leugnen, das er seine großen Fehler gehabt habe; er war aber doch als erfahrner und tapferer Feldherr eine Stütze des abendländischen Kaiserthums in der damals so mißlichen Lage. Als er auf Be-

fehl seines Kaisers wegen gewisser gegen ihn vorgebrachter Beschuldigungen enthauptet wurde, so sank mit seinem Tode die Sicherheit des Reichs. Nicht lange darauf stand jener Alarich, dessen ich schon vorhin erwähnte, vor Rom und belagerte die Stadt. Diesmal ließ er sich jedoch noch für eine große Summe Geldes zum Rückzug bewegen. Als er aber zum andern Mal erschien, wurde diese unglückliche Stadt den Gothen zur Plünderung preißgegeben, und ein großer Theil zugleich in Asche gelegt; selbst dem ausdrücklichen Befehle Alarichs, des Lebens der Einwohner zu schonen, wurde von den Soldaten nicht nachgelebt. — Zu gleicher Zeit drangen jene Völkerschaften, deren ich schon oft gedacht habe, von allen Seiten in die Länder des abendländischen Kaiserthums ein, in Spanien, Gallien, Britannien; und selbst in Afrika setzten sich die Vandalen fest. Dieses Eindringen nicht einzelner Heere, sondern ganzer Nationen ins römische Reich, die sich oft unter einander wieder verdrängten, ist in der Geschichte unter dem Namen der großen Völkerwanderung bekannt geworden. — Ein anderer Mann, dessen Name allein hinreichend war, die Römer in Schrecken zu setzen, war Attila, König der Hunnen. Dieser fiel mehrmals in die morgenländischen sowohl, als abendländischen Provinzen ein, und die Länder, die sein Fuß betrat, trugen noch lange die Spuren

der Grausamkeit und wilden Roheit, welche seinem Volke eigen war, an sich. Der Vergleich, den die Kaiser mit ihm treffen musten, war jedesmal schimpflich, und zuletzt waren sie gar eine jährliche Abgabe ihm zu geben genöthigt. Seht, so weit, meine Kinder, war es mit den Nachfolgern jener Römer gekommen, die sonst in ihrem Uebermuth mächtige Könige vor ihren Triumphwagen herführen ließen, daß sie nun jede Bedingung eingehen musten, die eine herumziehende Horde von Barbaren ihnen vorzuschreiben für gut fand. — Ungefähr vierzig Jahre nach der Eroberung Roms durch Alarich erfolgte eine zweite noch ärgere Verwüstung dieser Stadt durch die Vandalen, welche unter Anführung ihres Königs Genserich von Afrika herüber gekommen waren. Nur vierzehn Tage blieben die Barbaren in Rom; aber lange genug, um alle Pracht dieser stolzen Hauptstadt zu zerstören, die Tempel ihrer großen Schätze zu berauben, und die Einwohner an den Bettelstab zu bringen. Ein ganzes Fahrzeug wurde mit prächtigen Bildsäulen beladen, um diese Denkmäler der alten römischen Herrlichkeit zu entführen, ging aber mit seinen Kostbarkeiten auf dem Meere unter. Hier sehen wir ein deutliches Bild des Wechsels im Irdischen. Reichthümer, welche die Römer in andern Ländern vor einigen Jahrhunderten geraubt hatten,

gingen nun in die Hände anderer Räuber über, die Kunstwerke gar nicht zu schätzen wußten, und viele dieser schönen Beweise älterer Geschicklichkeit zertrümmert auf die Landstraßen warfen. Indessen diese Barbaren blieben nicht in Italien, sondern ihre Unruhe trieb sie weiter, wenn sie ihre Hauptabsicht, sich mit den Schätzen des Landes zu bereichern, erreicht hatten. Daher kam es denn, daß den abendländischen Kaisern noch ein Schatten von Herrschaft übrig blieb: aber auch dieser verschwand bald. Denn nicht lange nachher wählten sich die vielen Soldaten der fremden Nationen, welche schon längst unter das römische Kriegsheer aufgenommen waren, aus ihrer eigenen Mitte einen Anführer. Dies war Odoacer, ein gemeiner Soldat aus der kaiserlichen Leibwache, aber nicht ohne natürliche Fähigkeiten. Der damals regierende, noch sehr junge Kaiser wurde gefangen genommen, seiner Würde entsetzt, und Odoacer zum König von Italien ausgerufen. Dieser Titel wäre auch schon längst für die Kaiser der passendere gewesen, da die andern Provinzen außer Italien seit mehreren Jahren verloren gegangen waren. Mit dieser letzten Empörung der Soldaten ging denn nun im Jahre 476 nach Christi Geburt das römische Reich in den Abendländern ganz zu Grunde. Der Name des Kaisers, der dieses Schicksal erlebte, hat etwas ausgezeichnetes, und ist daher leicht zu behalten. Es ist wirklich

auffallend, daß er, der letzte Regent dieses einst so allmächtigen, jetzt zur höchsten Ohnmacht herabgesunkenen Reichs, den Namen des ersten römischen Königs und des ersten römischen Kaisers führte, also Romulus Augustus, oder wie er gewöhnlich genannt wird, Augustulus, sey es aus Spott im Vergleich seiner Kleinheit mit dem großen August, oder wegen seiner Jugend.

Was sind euch denn nun, lieben Kinder, im Laufe dieser Geschichte für allgemeine Bemerkungen aufgestoßen?

Leopold.

Mir ist in der letzten Zeit oft die Bemerkung eingefallen, daß nichts in der Welt, es sey noch so groß und herrlich und mächtig, von beständiger Dauer sey. Das hat uns nicht allein Rom, sondern auch das reiche Carthago und das prächtige Corinth gelehrt.

Gustav.

Mir machte es anfangs viel Freude, wenn die Römer so ein Land nach dem andern eroberten: aber nachher habe ich doch gedacht, daß ich lieber ein Fürst seyn wollte, der im Frieden sein Volk glücklich macht, und von seinem Volke geliebt wird, als ein großer Eroberer, der ohne Noth, aus

bloßer Kriegslust so viele Menschen unglücklich macht.

Vater.

Ja wohl, Gustav, es giebt keinen glücklichern Regenten, als einen solchen, der nicht bloß dem Titel nach, wie mancher römische Kaiser, sondern in Wahrheit Vater seines Volks ist, und kindlich von seinen Unterthanen geliebt wird. Wer wollte nicht lieber ein Titus seyn, der den Tag für verlohren hielt, an dem er nichts Gutes gethan, als ein Caligula, der den schrecklichen Grundsatz hatte, mögen meine Unterthanen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten!

Lotte.

Und ich habe aus dieser Geschichte gelernt, daß es in alten Zeiten abscheuliche Menschen gegeben hat, und daß ich mich herzlich freue, jetzt zu leben, wo die Menschen doch nicht so grausam sind.

Vater.

Wahr ist es, daß kein Reich der neuern Zeit eine solche Reihe schändlicher Regenten aufzuweisen hat; wahr ebenfalls, daß die Kriege, obgleich sie auch jetzt noch schrecklich genug sind, nicht mit der Unmenschlichkeit jener Zeiten geführt werden.

Aber wir müssen auch nicht ungerecht seyn, und wenn wir von den abscheulichen Menschen in der Geschichte Roms sprechen, nicht vergessen, daß es auch unter den Römern Männer von großem edlem Sinn, von unerschrockenem Muth, von der höchsten Vaterlandsliebe gab, die keine Todesgefahr, keine Aufopferung scheueten, wenn sie dem allgemeinen Besten einen Dienst leisten zu können glaubten; nicht vergessen, daß Rom in einer gewissen Periode Männer hervorbrachte, deren Schriften wir noch jetzt mit Vergnügen und mit Nutzen lesen, und daß wir in manchen Künsten, z. B. Bildhauer- und Baukunst, uns als ihre Schüler betrachten müssen. Durch die Römer, die ihre Bildung zum Theil von den Griechen erhalten hatten, kamen Künste und Kenntnisse von allerlei Art zu den noch sehr ungebildeten abendländischen Völkern; und als neue barbarische Horden die römischen Länder überschwemmten, konnten die Sieger schon wieder vieles von den Besiegten lernen. So weiß die Vorsehung auch aus den größten Verwirrungen Gutes zu schaffen.

Leopold.

Sind wir denn nun mit der römischen Geschichte ganz zu Ende?

Vater.

Mit dem abendländischen Kaiserthum war es

nach der Absetzung des Romulus Augustulus durch den Odoacer ganz vorbey. Die Geschichte des ursprünglich römischen Reichs endigt sich also hier. Aber das morgenländische Kaiserthum erhielt sich noch, freilich unter großen Anfechtungen, ungefähr tausend Jahre länger. Eine ganz kurze Uebersicht seiner Schicksale, und seines lange drohenden, endlich erfolgenden Untergangs will ich euch noch in der letzten Stunde geben.

Das morgenländische Kaiserthum wird auch das byzantinische, weil die Hauptstadt Constantinopel ehemals Byzanz hieß, oder auch das griechische Kaiserthum genannt, weil das alte Griechenland einen großen Theil seines Gebiets ausmachte. Wir haben schon im vorigen gesehen, daß dieses Reich von den Einfällen der Barbaren keinesweges verschont blieb; aber theils war das Hinzudrängen derselben nicht im ganzen Reiche so allgemein, wie in den Abendländern, und ihre Angriffe geschahen immer nur in den europäischen Provinzen, theils gelang es auch noch den Kaisern, wenn sie nicht von selbst das Reich wieder verließen, sie nach einiger Zeit wieder zu vertreiben oder mit Geld sich von ihnen loszukaufen. Schrecklich genug aber hatten denn von ihnen die schönen Länder, die sie heimsuchten, gelitten.

So gelang es einem Kaiser nicht lange nach dem Untergange des abendländischen Reichs, die Ostgothen zu überreden, Griechenland zu verlassen und nach Italien zu ziehen. Dort machten sie der Regierung des Odoacer ein Ende. Bey dem allen ist es zu verwundern, daß das morgenländische Reich sich so lange hat erhalten können, da es unter den vielen nach einander folgenden Kaisern so wenig verständige und zur Regierung geschickte gab, da es eine ganz gewöhnliche Sache war, die gar kein Aufsehen mehr machte, daß ein Regent von einem Andern vom Thron gestoßen oder ermordet wurde, da die Einwohner verweichlicht, ganz den Vergnügungen ergeben, zu Kriegsstrapazen daher weniger geschickt waren, und die Kriegsheere großentheils aus fremden in Sold genommenen Völkern bestanden. Dies ist um so vielmehr zu verwundern, da ein furchtbarer Feind nach dem Andern von der Seite Asiens her die Fortdauer des Reichs sehr unsicher machte. Es würde sich nicht der Mühe verlohnen, die durch nichts sich auszeichnenden Regierungen so vieler Kaiser zu beschreiben; und das ewige Einerlei von innern und äussern Unruhen würde euch sehr bald ermüden. Also mag es es genug seyn an einem ganz kurzen Auszuge. —

Eine der längsten und zugleich glücklichsten

Regierungen führte der Kaiser Justinian. Unter ihm erhielt das Reich einmal wieder Kraft und Ansehen, und nicht genug daß es geschützt wurde gegen die Feinde, es wurden sogar Eroberungen gemacht. Es sind aber diese glücklichen Begebenheiten am wenigsten auf Rechnung des Kaisers selbst zu schreiben. Seine zwei großen Feldherrn Belisär und Narses waren es, welche seine Heere überall siegreich machten, und an die Zeiten der alten römischen Tapferkeit erinnern. Zuerst waren es die ewigen Feinde des griechischen Kaiserthums, die Perser, welche in mehreren Schlachten besiegt wurden. Dann führte Belisär mit glänzendem Erfolg Krieg gegen die Hunnen, Vandalen und Gothen. Die Gothen unter ihrem König Theodorich, der seinem Reiche schon eine ziemlich feste Verfassung gegeben hatte, wurden in Italien völlig überwunden, und Italien der Herrschaft der griechischen Kaiser unterworfen. Auch Afrika wurde wieder erobert. Es versteht sich, daß nicht von ganz Afrika, sondern nur von jenem Theil, der ehemals den Römern gehört hatte, und von den Vandalen, wie ich schon erzählt habe, besetzt war, die Rede seyn könne. Dem Kaiser Justinian gereicht es zur Schande, daß er gegen einen so verdienstvollen Feldherrn, als Belisär war, der ihm so wichtige Dienste geleistet hatte, so undankbar sich bewies. Dieser Held, der bis

ins höhere Alter für seinen Kaiser gefochten hatte, wurde aller seiner Würden und Aemter entsetzt. Die Berichte darüber sind nicht übereinstimmend. Nach Einigen soll er in der größten Armuth gestorben seyn, und als bejammernswerther Greiß sein Brod haben betteln müssen; nach Andern hat der Kaiser sein Unrecht erkannt, und ihn wieder in seine Güter eingesetzt; endlich wird von noch andern Schriftstellern gar erzählt, daß Justinian die unmenschliche Grausamkeit gehabt habe, dem unglücklichen Manne die Augen ausstechen zu lassen. Zur Ehre des Kaisers wollen wir lieber die letzte Nachricht für unwahr halten. Uebrigens war eine solche grausame Strafe, die selbst gegen wahre Verbrecher nicht statt finden sollte, nichts unerhörtes im griechischen Kaiserthume, und manche Kaiser erfuhren von denen, welche sie vom Throne gestoßen hatten, diese schändliche Behandlung.

Leopold.

Aber wie kam denn Justinian dazu, wenn Belisär gar nichts verbrochen hatte?

Vater.

Belisär war sehr beliebt bey den Soldaten, die ihn auf so manchen glücklichen Feldzügen begleitet hatten; er war ebenfalls beliebt bey dem Volke

wegen des Ruhms und der Sicherheit, die er durch seine Siege dem Lande verschaffte. Dies erweckte bey dem Kaiser Besorgniß und Mißtrauen. Es fehlte dann an seinem Hofe nicht an Menschen, die dem Belisär seinen Ruhm beneideten, und den Argwohn des Kaisers und die Besorgniß, daß Belisär ihn vom Thron zu stürzen willens sey, verstärkten. Und wenn ein Fürst erst solchen schlechten Menschen, die wir Verläumder oder Ohrenbläser nennen, Gehör giebt, so wird er auch bald Handlungen der Ungerechtigkeit sich erlauben. Ueberhaupt war Justinian eben kein gewissenhafter Regent.

Dieser Kaiser hat sich sonst einen Namen in der Geschichte erworben durch die Veranstaltung eines neuen Gesetzbuches, oder vielmehr einer Sammlung aller seit Adrian von den Kaisern gegebenen Gesetze. Dieses römische Gesetzbuch, welches er durch den Tribonian, einen erfahrnen Rechtsgelehrten, verfertigen ließ, hat ein großes Ansehen erlangt, und ist noch zum Theil in einigen Ländern im Gebrauch. — Ein anderes sehr nützliches Werk dieses Kaisers ist die Einführung des Seidenbaues in Europa. Die Römer wußten wohl, daß China das eigentliche Vaterland der Seide sey, aber von der Bearbeitung derselben verstanden sie bis jetzt nichts, und die seidenen Stoffe hatten sie sehr theuer in Asien

kaufen müssen. Einige Mönche, die in Indien gewesen, und mit der Behandlung des so nützlichen Thierchens, welches uns die Seide giebt, bekannt geworden waren, brachten den Kaiser auf die Idee, Seidenwürmer aus Indien kommen zu lassen, Maulbeerbäume zu pflanzen, und die Bearbeitung der Seide selbst zu versuchen. Der Versuch gelang sehr gut, und der Seidenbau machte nachher im griechischen Reiche große Fortschritte. Es vergingen indessen noch mehrere Jahrhunderte, ehe er in Italien bekannt wurde. — Unter den Gebäuden, deren Justinian mehrere aufführen ließ, ist die prächtige Sophieenkirche am berühmtesten. Sie besteht noch jetzt, aber nicht mehr als christliche Kirche, sondern in eine Moschee oder türkische Kirche verwandelt. — Justinians anderer großer Feldherr, Narses, starb späterhin eines gewaltsamen Todes. Er hatte sich mit den Persern gegen den grausamen Kaiser Phocas vereinigt, und die Heere des Feldherrn verschiedentlich geschlagen. Der Kaiser fühlte zu sehr den Nachtheil, den diese Empörung ihm verursachte, und suchte den Narses durch viele Versprechungen und durch die eidliche Zusage, daß er alles Vergangene vergessen wolle, wieder zu gewinnen; ließ ihn aber, als jener endlich sich ihm unterwarf, seinem kaiserlichen Ehrenwort zuwider, hinrichten. Dieser Phocas war selbst durch eine Empörung auf den Thron gekommen, und hatte seinen Kai-

ser Mauritius umbringen lassen, nachdem vorher seine sechs Söhne in der Gegenwart ihres unglücklichen Vaters ermordet waren. Solche Auftritte sind in der morgenländischen Kaisergeschichte nichts ungewöhnliches; und wenn auch Phocas nachher ein gleiches Schicksal, so wie ers verdient hatte, erfuhr, so konnte doch das Reich bey seiner ohnedies großen innern Schwäche nicht dabey bestehen.

Die Kriege mit den Persern hatten seit Justinian beynahe ihren ununterbrochenen Fortgang genommen, und dem Kaiser Heraclius gelang es erst, ihrem Ungestüm Gränzen zu setzen, und die durch sie verlohrnen Provinzen wieder zu erobern. Aber an die Stelle des einen Feindes trat sogleich ein anderer, der gleich anfangs noch furchtbarer, als die Perser, zu werden drohte. Dies waren die Araber oder Saracenen, die nach und nach sich der meisten Besitzungen der griechischen Kaiser in Asien und Afrika sich bemächtigten, uud überhaupt so rasche Fortschritte machten, daß sie in nicht langer Zeit ihre Macht von Asien durch Afrika bis an die Meerenge von Gibraltar ausdehnten, ja selbst von da nach Europa übergingen, und Spanien eroberten. Auch Constantinopel wurde einigemal von ihnen belagert, jedoch musten sie von der Eroberung abstehen, und mit großem Verlust an Leuten und

Schiffen vermittelst des berühmten griechischen Feuers, das unter dem Wasser brannte, sich zurückziehen. Wenn den Saracenen aber das Vordringen in die europäischen Länder der griechischen Kaiser auch nicht gelang, so fehlte es diesen doch auch von dieser Seite nicht an Feinden. Die Bulgaren hatten ihre Wohnsitze an der Wolga verlassen, waren über die Donau gegangen, und hatten sich in dem Lande festgesetzt, welches von ihnen den Namen der Bulgarei erhalten hat. Diese waren um so gefährlicher, weil sie nach einer glücklichen Schlacht gleich vor den Thoren der Hauptstadt standen. Glücklicherweise verstand man die Kunst, feste Städte zu belagern und zu erobern, noch nicht so wie heut zu Tage, verstand noch nicht die schreckliche Kunst eine Stadt durch Bomben und ähnliche Werkzeuge der Verwüstung in Brand zu stecken, und die unglücklichen Bewohner zu ängstigen; sonst würde Constantinopel wohl nicht so viele Belagerungen ausgehalten haben, oder auch jetzt vielleicht keine Spur davon übrig seyn.

Das Glück, welches Justinians Feldherrn in Italien gehabt hatten, war auch nicht von langer Dauer. Die Longobarden entrissen bald nachher das ganze obere Italien der Herrschaft der Kaiser wieder. Von diesem Volke wurde in der Folge jener Theil Italiens die Lombardei ge-

nannt. Die Kaiser waren zu sehr mit ihren andern Feinden beschäftigt, als daß sie ernsthafte Maaßregeln zur Behauptung dieser Länder hätten ergreifen können. Im achten Jahrhundert machten die fränkischen Könige Pipin und Carl der Große der Longobardischen Herrschaft ein Ende, beschenkten den Bischoff in Rom oder den Pabst, wie er sich nun lieber nennen ließ, mit Ländereien, und legten damit den Grund zu der weltlichen Herrschaft der Päbste. Den griechischen Kaisern blieb nun wieder in diesem Lande nichts als ein Theil des untern Italiens und die Insel Sicilien. Dieser Ueberrest fand endlich nach ein paar hundert Jahren auch seinen Eroberer; und wir können Italien nun als für immer verlohren für die griechischen Kaiser verlassen.

Die Saracenen hörten um diese Zeit auf, dem constantinopolitanischen Kaiserthum gefährlich zu seyn. Denn da sie anfingen unter sich selbst uneins zu werden, so benutzte ein anderes, bis dahin wenig bekanntes Volk in Asien diese Streitigkeiten und bemächtigte sich allmählig der großen arabischen Besitzungen. Die Kaiser von Constantinopel hatten indessen keine besondere Ursache, sich wegen dieser Verdrängung und Demüthigung ihres bisherigen Widersachers Glück zu wünschen: denn an die Stelle des einen Feindes trat nun ein Anderer, der mit der Zeit ihnen weit größeres

Herzeleid zufügte, als die Saracenen gethan hatten. Vor der Hand aber bekamen die Türken — dies waren nämlich die neuen Eroberer — eine andere Beschäftigung, und musten auf ihre eigene Vertheidigung bedacht seyn. Ungefähr gegen das Jahr 1100 der christlichen Zeitrechnung nahmen die berüchtigten Kreuzzüge oder heiligen Kriege ihren Anfang. Was es mit diesen Zügen für eine Bewandniß gehabt habe, muß ich euch beiläufig doch erklären. Es war für die Christen in Europa ein sehr unangenehmer Gedanke, Palästina, das Land, wo Christus einst gelebt, gelehrt und gelitten hatte, in den Händen von Feinden der christlichen Lehre, der Araber und nachher der Türken zu wissen. Reisen nach diesem heiligen Lande, nach Golgatha, der Todesstätte Jesu, wurden für etwas sehr heilsames gehalten, wodurch man sich der Gnade Gottes und der Vergebung der Sünden würdig machte. Gleichwohl waren diese Reisen, die man Wallfahrten nannte, mit vielen Beschwerlichkeiten und Gefahren von Seiten der ungläubigen Araber und Türken, verbunden. Als daher ein gewisser Peter, der Einsiedler genannt, der auch in jenen Gegenden gewesen war, den christlichen Fürsten in Europa mit vieler Beredsamkeit den traurigen Zustand ihrer christlichen Brüder in den dortigen Ländern schilderte, und sie aufforderte das heilige Land den Händen der Ungläubigen zu entreissen, als der Pabst seine Vor-

stellungen unterstützte, und Allen, welche dies verdienstliche Werk mit ausführen würden, die ewige Seligkeit als gewissen Lohn verhieß; so fand sich eine unglaubliche Menge Menschen aus allen Ständen, welche den Zug zur Eroberung des heiligen Landes mitzumachen sich entschlossen.

Gustav.

Warum wurden sie denn aber Kreuzzüge genannt?

Vater.

Weil sie zur Ehre des Kreuzes Christi, oder eigentlich der christlichen Lehre unternommen wurden. Alle, die den Zug wider die Ungläubigen mitmachten, befestigten sich ein Kreuz von Tuch auf dem Aermel. Hunderttausende dieser Kreuzsoldaten, Franzosen, Deutsche und Italiäner, zogen also in den heiligen Krieg, waren auch anfangs so glücklich, Jerusalem, die Hauptstadt Palästinas, zu erobern, und eine zeitlang dort ein christliches Reich zu errichten. Aber in der Hauptsache wurde wenig ausgerichtet, und die christliche Religion gewann wenigstens nichts durch diese zu ihrer Ehre unternommenen Kriege, weil eine Lehre, die mit Feuer und Schwerdt und durch Grausamkeiten aller Art den Ungläubigen aufgedrungen wurde, unmöglich sich ihnen empfehlen konnte. Ganz vergebens wurden Ströme

Bluts vergossen, und unzählige Europäer fanden ihr Grab im gelobten Lande, oder schon auf der beschwerlichen Reise dahin. Der Eifer bey diesem Unternehmen möchte bey Vielen gut gemeint seyn: aber Christus selbst würde sich nicht gefreut haben, wenn er, der alle Gewalt und allen Zwang verabscheute, und keine erzwungenen, sondern nur freiwillige Freunde und Bekenner wünschte, seine Lehre hier unter Schutthaufen und Leichen den Familien der Erschlagenen predigen gehört hätte.

Diese Kreuzfahrer, wie sie auch genannt wurden, nahmen nun ihren Weg durch das Land der griechischen Kaiser. Eine durchziehende Armee, die meistens aus zusammengelaufenen Menschen ohne Kriegszucht bestand, und, ohne daß die Anführer selbst es verhindern konnten, vielfache Ausschweifungen sich erlaubten, war natürlich keine erfreuliche Erscheinung für ein Land, das durch die beständigen Kriege schon so viel gelitten hatte. Aber auch hier zeigte es sich, wie sehr es der Regierung zu Constantinopel an Festigkeit fehlte. Bald wollten die Kaiser den Kreuzfahrern den Durchgang nicht verstatten, musten aber doch zuletzt sich fügen und selbst schimpfliche Bedingungen eingehen; bald versprachen sie die fremden Armeen mit Lebensmitteln zu versorgen, erfüllten nachher ihr Versprechen sehr nachlässig, und brachten die

Heere in große Noth; bald vereinigten sie sich mit ihnen in der Hoffnung, ihre von den Türken besetzten Länder wieder zu erhalten; bald ließen sie sich insgeheim in einen Vergleich mit den Türken ein. Bey den sehr gewöhnlichen Empörungen und Absetzungen der Kaiser suchte auch einmal Einer derselben Schutz und Unterstützung bey den abendländischen Fürsten, wurde auch von ihnen wieder eingesetzt. Als aber bey einer neuen Empörung derselbe wieder vom Thron gestoßen wurde, eroberte ein Heer von Franzosen und Venetianern Constantinopel, und machte sich zum Herrn des Reichs, oder vielmehr eines Theils desselben: denn in einem andern behaupteten sich die Griechen noch. Dies wird die Regierung der Lateiner in Constantinopel genannt. Man gab diesen Völkern den Namen, nicht weil sie noch Lateinisch sprachen, sondern weil in ihren Ländern, zu der Zeit, da die alten Römer sie besaßen, lateinisch gesprochen wurde. Ungefähr sechzig Jahre dauerte hier ihre Herrschaft, da im Gegentheil die nach Asien geflüchteten griechischen Prinzen sich dort noch behaupteten. Bey diesem Zustande des Reichs war Niemand mehr zu bedauern, als die armen Einwohner; denn nicht genug, daß die griechischen und lateinischen Fürsten einen unaufhörlichen Krieg mit einander führten, so benutzten auch andere Völker diese Verwirrung, um das Land heimzusuchen und zu verwüsten. Dem

griechischen Kaiser Michael Paläologus war es vorbehalten, Constantinopel wieder zu erobern, und unter großem Freudengeschrei der Einwohner seinen Einzug zu halten.

Die Macht der Türken in Asien wuchs unterdessen immer mächtiger heran; und da zugleich die Kreuzzüge ein unglückliches Ende nahmen, so stand ihnen jetzt nichts mehr im Wege, ihre Waffen mit verdoppelter Kraft gegen das griechische Reich zu richten. Ihre Unternehmungen wurden ihnen noch durch die häufigen innern Streitigkeiten der Griechen erleichtert, und bald setzten sie sich in Europa fest, in der nicht weit von Constantinopel gelegenen Stadt Adrianopel. Zuletzt blieb den einst mächtigen morgenländischen Kaisern nichts als Constantinopel und ein kleines Gebiet in der Nähe desselben übrig. Vielleicht wäre auch diese mächtige Hauptstadt schon früher gefallen, wenn nicht Tamerlan, ein großer Eroberer und Anführer der Tartarn, das türkische Reich in Asien selbst in Gefahr gebracht hätte. Aber endlich schlug doch für das entkräftete griechische Kaiserthum die Stunde seines gänzlichen Untergangs.

Es war im Jahre 1453, als der türkische Sultan Muhamed der Zweite mit einer

Armee von einigen hundert tausend Mann vor Constantinopel rückte, und von keinem Vergleich etwas hören wollte, sondern die Uebergabe der Stadt verlangte. Die Griechen vertheidigten dieselbe mit großer Tapferkeit: denn es war nicht allein der Feind ihrer Stadt, sondern auch ihrer Religion, dessen Herrschaft sie fürchteten. Von der Landseite war die Stadt schon fest eingeschlossen; nur in den Hafen, den die Griechen mit einer vorgezogenen Kette verschlossen hatten, wollte das Eindringen der Türken mit ihrer Flotte nicht gelingen. Wie sehr es dem Muhamed aber Ernst war, seine Absicht zu erreichen, bewies er durch den Entschluß, den er faßte und ausführte, seine Ruderschiffe mehrere Meilen weit über Land in den Hafen zu bringen. Nun wurde der griechische Kaiser zum letzten Mal aufgefordert, die Stadt zu übergeben. Da dieser aber mit der größten Entschlossenheit antwortete, er wolle sie entweder vertheidigen, oder unter den Trümmern derselben sein Leben beschließen, so wurde nun der Sturm auf die unglückliche Hauptstadt von allen Seiten unternommen. Die Belagerten thaten alles, was sie thun konnten; aber sie waren der großen Uebermacht und den immer heranrückenden frischen Truppen auf die Länge nicht im Stande zu widerstehen. Der Kaiser, der durch seine persönliche Gegenwart die Kämpfenden zum Widerstande ermunterte und selbst an

der Spitze seiner Truppen bis zum letzten Augenblicke focht, rief endlich, als Alles verlohren war: ist denn kein Christ mehr am Leben, der mich tödten könne? Gleich darauf versetzte ein Türke ihm mit seinem Säbel den letzten Streich. Sein Muth hätte ein besseres Schicksal verdient. Doch war in diesem Augenblick der Tod eine Wohlthat für ihn, denn er sahe nicht mehr den Jammer seiner armen Unterthanen. Die Stadt wurde einer dreitägigen Plünderung preißgegeben, und viele Tausende unbarmherzig gemordet.

Dies war das Ende des griechisch-römischen Kaiserthums. Ein Constantin war der Erste, der seine Residenz in Constantinopel nahm; ein Constantin war der letzte Kaiser dieser Stadt. Jener war der erste, dieser der letzte christliche Beherrscher des Reichs. Die Eroberer desselben, Bekenner der muhamedanischen Lehre, sind von jeher als große Feinde des Christenthums angesehen worden. Und jetzt, da man in allen übrigen europäischen Reichen schon das Christenthum angenommen hatte, wurde dasselbe in dem Lande, wo es am früheſten gelehrt und bekannt wurde, wieder unterdrückt. Indessen so furchtbar nachher die Türken den benachbarten Staaten wurden, so hat doch die Lehre Muhameds

nie weitere Fortschritte in Europa gemacht. Die griechischen Unterthanen wurden von ihren neuen Beherrschern nicht zur Annehmung des Muhamedismus gezwungen; übrigens aber haben sie sich, seit jener Zeit, in aller Rücksicht im Zustande der Unterdrückung befunden, und erwarten wohl noch immer mit Sehnsucht eine Gelegenheit, das lästige Joch abzuwerfen, die vielleicht auch jetzt bey der immer zunehmenden innern Schwäche des türkischen Reichs nicht mehr fern seyn dürfte.

Hiemit wollen wir denn nun von den Römern und ihrer Geschichte Abschied nehmen, und ich wünsche, Kinder, sie möge euch so viel Unterhaltung gewährt haben, daß ihr Verlangen traget, auch bald mit der Geschichte anderer Völker bekannt zu werden. Nach einiger Zeit nehmt denn einmal die Tabelle, worin wir die Hauptbegebenheiten angemerkt haben, zur Hand, um zu sehen, ob ihr euch derselben auch noch zu erinnern wißt. Ihr müßt nun euer Gedächtniß recht fleißig üben, damit es das Gelernte auch treu bewahrt; denn ihr seyd jetzt in den Jahren, wo euer junger Kopf noch viel zu lernen hat, wenn ihr recht verständige Menschen werden wollt. — Mit unverkennbarer Aufrichtigkeit gelobten die Kinder aufs neue Fleiß und Folgsamkeit, und wurden mit der Versicherung

seiner Zufriedenheit von dem Vater entlassen, der durch einen wehmüthigen Blick gen Himmel den innern Wunsch verrieth, daß die so früh entschlafene Mutter seine Freude über die wohlgerathenden Kinder länger mit ihm hätte theilen können!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zachariae, August

Die Geschichte der Römer als Lesebuch für die Jugend

Altona 1809

Coburg, Landesbibliothek -- Cas A 3483
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11928557-7